

**TERRA**

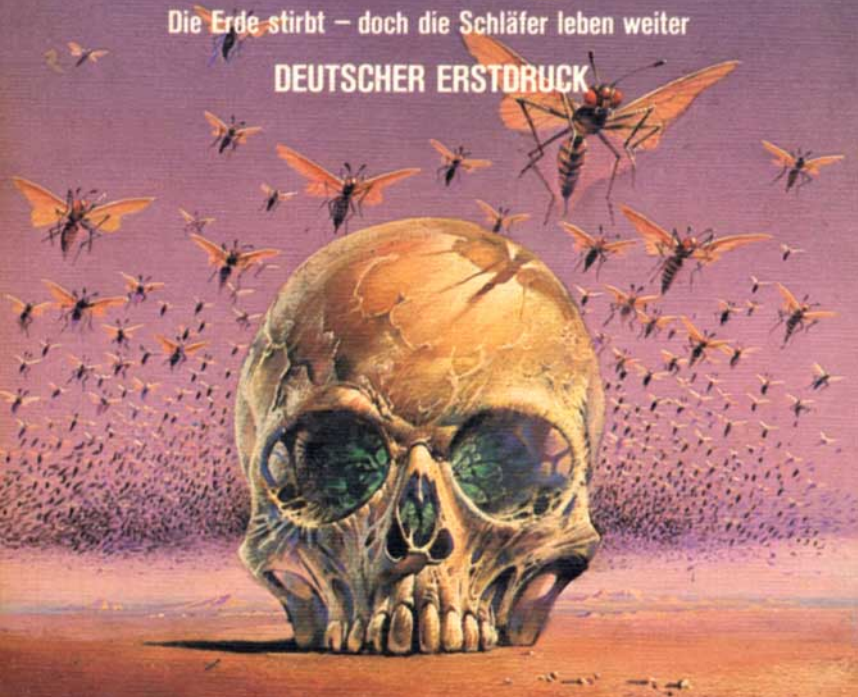
SCIENCE FICTION ROMAN  
aus der Perry Rhodan-Redaktion

CLARK DARLTON

# Zwischen Tod und Ewigkeit

Die Erde stirbt – doch die Schläfer leben weiter

DEUTSCHER ERSTDRUCK



## **Die Erde ist tot – nur die Schläfer warten auf ein neues Leben**

Als gegen Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts Tausende von Menschen auf der Erde ihr erstes Leben freiwillig beendeten, indem sie sich der Prozedur des Kälteschlafs unterzogen, hofften sie auf ein Erwachen in einer besseren, schöneren Welt.

Dabei war schon zu Beginn des 3. Jahrtausends für jeden, der seine Augen nicht vor den bitteren Tatsachen verschloß, klar zu erkennen, daß die fortschreitende Umweltverseuchung die Erde zu einem sterbenden Planeten machte.

Im Jahre 2150 war es dann soweit. Keine verzweifelte Rettungsaktion fruchtete mehr – und das Leben auf Terra erlosch fast völlig.

Nur die Schläfer in den metallenen Eissärgen und den elektronisch gesicherten Kammern tief unter der Erde überdauerten die Menschheitskatastrophe.

Doch sie können ihr zweites Leben erst beginnen, wenn sie jemand weckt.

TTB 243

CLARK DARLTON

# Zwischen Tod und Ewigkeit

ERICH PABEL VERLAG KG · RASTATT/BADEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

TERRA-Taschenbuch erscheint 14taglich im  
Erich Pabel Verlag KG, 7550 Rastatt, Pabelhaus  
Copyright  1972 by Walter Ernsting, Salzburg  
Redaktion: G. M. Schelwokat  
Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG  
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck  
Einzelpreis: 2,80 DM (inkl. 5,5 % MWST)  
Verantwortlich fur die Herausgabe  
in Österreich: Waldbaur Vertrieb, A-5020 Salzburg,  
Franz-Josef-Straße 21  
NACHDRUCKDIENST:  
Edith Wohlbiel, 2 Hamburg 1, Burchardstr. 11,  
Tel. 040 / 33 96 16 29, Telex: 02 / 161 024  
Printed in Germany  
Juli 1974

Unablässig rollten die Wogen des großen Ozeans gegen die Küste des Festlands, brachen sich schäumend an den zahlreichen Klippen oder verliefen sich im Sand der flachen Buchten. Außer dem gleichmäßigen Rauschen der Brandung war nichts zu hören.

Treibholz lag in den Buchten, Baumstämme und Äste, einige Wurzeln und kleinere Zweige, aber nicht eine einzige Schiffsplanke.

Es gab schon lange keine Schiffe mehr auf den Ozeanen der Erde.

Dicht über dem Horizont stand die rote Sonne. Nicht mehr lange, und sie würde im Meer versinken. Die Wolkenstreifen färbten sich gelb und orange, dann dunkelrot. Aber der Strand war leer; es gab niemanden, der das Naturschauspiel bewundert hätte.

Ein kleiner Vogel lief an den ausrollenden Wogen entlang und suchte seine Nahrung. Als eine größere Welle kam, flog er auf und davon.

Sein Ziel lag mehr landeinwärts, bei den großen Hügeln, die sich aus der flachen Ebene erhoben. Bald würde die Dämmerung anbrechen, und dann war es für ihn gefährlich, noch umherzufliegen.

Die Hügel besaßen merkwürdige Formen, fast wie Pyramiden, aber sie waren mit Gras und Büschen bewachsen, deren grüne Blätter die Atmosphäre der Erde erneut mit frischem Sauerstoff anreicherten.

Weiter drüben, im Osten, war eine Bewegung in der endlosen Steppe, aber der kleine Vogel kümmerte sich nicht darum. Wenn die Bewegung eine Gefahr bedeutete, war sie noch weit entfernt, und er näherte sich bereits seiner sicheren Behausung.

Es gab viele kleine Höhlen in den Pyramiden. Manche hatte der Regen ausgewaschen oder sie waren

durch eine Verschiebung des Gesteins entstanden. Einige waren nur etliche Zentimeter tief und boten wenig Schutz, wenn der Wind vom Meer kam. Andere wiederum waren endlos und verloren sich in einem Labyrinth anderer Gänge, deren Ende niemand kannte. Meist führten sie in die Tiefe, bodenlose Risse und Spalten, die senkrecht nach unten abfielen.

Der Vogel landete geschickt auf einem Grasbüschel an der schrägen Wand. Er war allein, und schon seit Tagen hatte er keine anderen Vögel seiner Art mehr gesehen. Sie waren weitergezogen, zu besseren Futtergründen. Eines Tages würde er ihnen folgen müssen, wollte er nicht verhungern.

Seine Höhle führte tief in den Felsen hinein und endete in einer warmen, sicheren Nische, deren Rückwand merkwürdig glatt war. Er hatte oft genug an dieser Wand herumgepickt, denn er vermutete dahinter Würmer und Insektenlarven. Gestern hatte er auch einen Wurm gefunden, aber er hatte ihn nicht fressen können. Es war ein roter und endlos langer Wurm, der aus der unbekanntenen Tiefe kam, an der Nischenwand entlanglief und oben in der Decke wieder verschwand.

Die Sonne ging unter, die Wolken verfärbten sich abermals. Weiter draußen leuchteten auf dem Meer die Schaumkronen noch immer weiß.

Der Vogel hüpfte in seine Höhle.

Er hatte scharfe Augen, und so konnte er den roten Wurm wieder sehen, der seine Neugierde geweckt hatte. Vielleicht würde es ihm heute gelingen, wenn er sich auch nicht vorstellen konnte, daß er überhaupt schmeckte. Er roch nach Dingen, die er in seinem kurzen Leben noch nie gerochen hatte.

Eifrig hackte er mit dem scharfen Schnabel in die rote Masse hinein, aus der der Wurm bestand. Immer wieder rutschte der Schnabel ab, denn der Wurm war hart und glatt, ganz anders als die weichen, schmackhaften Würmer am Strand.

Ein winziges Stück brach ab und rollte zur Seite. Der Vogel trippelte hinterher und nahm es mit dem Schnabel auf. Dann ließ er es achtlos wieder fallen.

Er kehrte zu dem Wurm zurück. Dort, wo das Stück fehlte, schimmerte es silbern. Nur die Haut war also rot, silbern aber das Innere.

Der Vogel wußte nicht, was silbern oder rot war, er sah nur, daß der Wurm innen anders war als außen. Also pickte er weiter, denn eine andere Farbe konnte auch einen besseren Geschmack bedeuten.

Das heißt, er wollte weiterpicken.

Er pickte aber nur einmal.

Kaum berührte sein Schnabel das silberne Eingeweide des Wurms, da starb er im Bruchteil einer einzigen Sekunde. Er starb in einem grellen Blitz plötzlicher Energie, in einem Ausbruch lange aufgespeicherter Kräfte, die endlich einen Ausweg fanden.

Der Vogel war am Meer gewesen und feucht. Sein Gefieder leitete den elektrischen Strom so gut wie ein Silberkabel. Auch der Felsen war nicht trocken.

Obwohl tot und halb verbrannt, veränderte der Vogel seine Lage nicht. Sein Schnabel klebte regelrecht an dem nicht mehr isolierten Kabel, und seine Füße hatten sich im Fels verkrampft.

Er leitete den Stromfluß ab.

Kurzschluß!

Kurzschluß auf einer Welt, die keine Zivilisation mehr kannte ...

# 1.

Die Erinnerung war wie flüchtige Wolkenfetzen, die an seinem Bewußtsein vorbeihuschten. Er lag ganz ruhig auf der harten, unnachgiebigen Unterlage, die seine eigenen Körperlinien nachgebildet hatte. Um ihn herum war absolute Dunkelheit, und es war eisig kalt.

Selbst wenn er hätte aufstehen können, wäre er unbeweglich liegen geblieben. Er wußte nicht, wo er war und wie er hierher kam.

Er schloß die Augen und versuchte nachzudenken.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte er sein eigenes Erwachen so bewußt empfunden wie diesmal. Es war, als beobachte er von einem entfernten Standort aus sich selbst und sähe zu, wie sein Körper sich regte, seine Augen sich öffneten und er sich aufrichtete. So betrachtet, erwachte er fünf Minuten vor dem Erwachen.

Als er die Augen endlich erneut öffnete, sah er etwas.

Es war nicht viel, aber immerhin war es ein schwacher Lichtschein, den seine Netzhäute aufnahmen und an das Gehirn weiterleiteten. Es schwebte über ihm, aber er vermochte nicht, die Entfernung abzuschätzen.

Licht bedeutete Leben. Er war also nicht tot.

Er versuchte, den Arm zu heben. Der Befehl wurde an sein Gehirn weitergeleitet, aber die Reaktion blieb aus. Er war wie gelähmt.

Kehrte wenigstens die Erinnerung zurück ...!

Der Lichtschein war grünlich – das begriff sein



Verstand noch. Ein grünes Licht, in unbestimmbarer Entfernung über ihm, er selbst lag in einer harten Schale oder Form, die seinen Körperformen angepaßt war – das war doch immerhin schon etwas.

Und es war kalt.

*Zeit!*

Er versuchte, sich wenigstens an die Zeit zu erinnern, die er in diesem Grab lag. Denn es konnte nichts anderes als ein Grab sein, in dem er sich befand. Hatten sie ihn lebendig begraben?

Der erste Erinnerungsfetzen tauchte auf ...

Sein ganzes Leben lang war er von einem Alptraum verfolgt worden. Schon als Kind hatte er Angst davor, eines Tages lebendig begraben zu werden. Der Tod selbst hatte ihn nie geschreckt; er war eine länger andauernde Form des Schlafes, mehr nicht. Aber der Gedanke, in einem Grab wieder zu erwachen, hilflos in einem engen Sarg zu liegen, drei Meter unter der Erde, in der ewigen Finsternis ...

Es *war* jetzt nicht finster! Über ihm war das grüne Licht!

Und er lebte!

Noch einmal gab er seinen Befehl, den rechten Arm zu heben, und diesmal spürte er die Nervenreflexe. Langsam, unendlich langsam nur, bewegte sich der Arm, kam allmählich in die Höhe und reckte sich dem grünen Licht entgegen, bis die Hand es verdeckte.

Es leuchtete nur einen halben Meter über seinem Gesicht.

Und es vertrieb die eisige Kälte.

Er spürte die Wärme, die ihn neu belebte. Aber die Erinnerung kehrte nicht zurück. Wenn er in einem

Grab lag, mußte er auch gestorben sein. Aber er konnte sich nicht an seinen Tod erinnern.

Er ließ die Hand wieder sinken und überlegte. Seine Augen gewöhnten sich allmählich an das Dämmerlicht und er begann, seine nähere Umgebung zu erkennen. Rechts und links waren Wände, glatte und metallene Wände. Die Decke war dicht über ihm, fünfzig Zentimeter etwa. Und mitten in ihr brannte das grüne Dämmerlicht.

Hinter seinem Kopf war wieder eine Wand, glatt und kalt. Er selbst lag in einer Wanne.

Und die Füße ...

Als er den Kopf ein wenig aufrichtete, um die Füße zu sehen, sah er die Wand dort zurückweichen. Sie klappte nach außen und senkte sich, bis sie zu einer waagerechten Fläche wurde, auf der zwei parallel verlaufende Linien eingelassen waren.

Immer mehr schwand die Kälte und machte einer wohltuenden Wärme Platz.

Die Wanne, in der er lag, begann zu vibrieren.

Langsam, unendlich langsam und kaum mit dem Verstand zu registrieren, begann sie sich zu bewegen. Das grüne Licht an der Decke verschob sich, es wanderte zurück, genauso langsam. Hinter der zurückgeklappten Wand mit den Schienen wurde es heller.

Der Sarg kam aus der Wand heraus und glitt mit sanfter Neigung des Schienenwinkels in ein lauwarms Wasserbad.

Die Flüssigkeit umspülte die Glieder des Mannes und drang in die Poren ein. Die Wärme stieß in den Körper vor und belebte ihn.

Er blieb ruhig liegen und genoß das Wunder, ohne es zu begreifen. Solange die Erinnerung nicht zu-

rückkehrte, wollte er es auch nicht begreifen. Vielleicht war er wirklich tot, und die Ewigkeit sah so aus, wie er sie jetzt erlebte.

Über ihm war es heller geworden. Er vermochte die ersten Einzelheiten zu erkennen und konnte sie definieren, ohne wirklich zu wissen, was sie darstellten. Ein blitzendes Instrument mit mehreren grazilen Metallarmen, an mehreren Stellen geknickt, damit sie sich besser bewegen konnten. Die Spitze einer dieser Arme kam nun auf ihn zu, näherte sich bedrohlich seiner Brust – und erst jetzt bemerkte er, daß er nackt war.

Die Spitze des Armes bestand aus einer Injektionsnadel.

Er wollte sich aufbäumen, aber er konnte es nicht. Nur die Arme konnte er bewegen, mehr nicht. Sein Körper war angeschnallt.

Die feine und sehr lange Nadel drang in seine Brust ein. Er spürte den Schmerz, aber er vermochte nicht, sich dagegen zu wehren. Als seine suchende Hand den Metallarm berührte, ließ ihn ein elektrischer Schlag zurückweichen. Ehe er sich eine neue und vielleicht wirksamere Taktik, das metallene Ungeheuer zurückzuschlagen, einfallen lassen konnte, wich die Nadel zurück und hinterließ einen winzigen Blutstropfen auf seiner Haut, dicht unter der linken Brustwarze.

Die Wärme durchflutete seinen ganzen Körper und vertrieb die letzte Kälte, die in seinem Knochenmark steckte. Das Leben kehrte zurück.

Die Erinnerung jedoch noch nicht.

Ganz tief in seinem Unterbewußtsein schlummerte das Wissen um die merkwürdigen Vorgänge, die ihn

jetzt so beunruhigten, obwohl sie ihn ins Leben zurückholten. Aber wie kam er hierher? Was bedeutete das alles?

Und – wer war er überhaupt?

Ein zweiter Metallarm näherte sich, und dann stieß die Injektionsnadel tief in das Fleisch seines rechten Oberschenkels, der ebenfalls festgebunden war. Er mußte zusehen, ohne etwas dagegen tun zu können.

Diesmal war der Schmerz geringer. Er wußte, daß er das Bein bewegen konnte und daß nur die Fesseln ihn daran hinderten. Und in diesem Augenblick sah er den dritten Metallarm. Es war der mittlere, und an seinem Ende war so etwas wie eine Schere.

Sie zerschnitt seine Fesseln an Beinen und den breiten Riemen über der Brust.

Er war plötzlich frei.

Mit einem Ruck setzte er sich aufrecht. Er schwankte ein wenig, und ihm wurde übel. Ganz ruhig blieb er sitzen und wartete, bis der Schwächeanfall vorüber war. Dann sah er sich um.

Genau vor ihm war ein quadratisches Loch in der Wand. Es mochte zwei Meter tief sein, jedenfalls tief genug, ihn und seinen offenen Sarg aufgenommen zu haben. Rechts und links davon, darunter und auch darüber, erkannte er die Umrisse anderer Türen oder Klappen – es mußten Hunderte sein. Die ganze Wand bestand aus Grabkammern.

Die Maschine, die ihn vollends geweckt und dann befreit hatte, war auf Gleitrollen an ihren Ausgangspunkt zurückgekehrt. Die Wanne, in der er saß, wurde noch von dem warmen Wasser umspült, aber sie hob sich und stieg langsam nach oben.

Er begann abermals zu frieren. In der riesigen Hal-

le, in der grelle, weiße Lichter brannten, war es kalt. Die Wärme in seinem Körper jedoch blieb, wurde intensiver und verteilte sich bis zu den äußersten Nervenenden.

Er rutschte aus der Wanne und stand auf dem glatten, kühlen Steinboden. Wenn er sich nicht an dem Gestell der Gleitschiene festgehalten hätte, wäre sein Ausflug bereits zu Ende gewesen, denn seine Beine waren noch zu schwach. Mühsam nur hielt er sich aufrecht, aber mit der Wärme kamen auch neue Kräfte in seinen Körper zurück.

In der Wand, so stellte er mit einem schnellen Überblick fest, gab es mehrere geöffnete Türen, und die ausgefahrenen Wannens waren leer. An jeder der noch geschlossenen Türen bemerkte er ein handliches Stellrad und darüber ein kleines, rundes Fenster, durch das man in die Kammern hineinsehen konnte.

Grab, Kammer, Tür, Fenster, Rad ... die Begriffe formten sich in seinem Bewußtsein zu konkreten Dingen, erhielten Verbindungen und weckten erste gedankliche Assoziationen.

Immer noch hielt er sich an dem Gestell fest, während sein suchender Blick nach rechts wanderte. Dort, wo die Wand zu Ende war, wurde der Raum durch eine matt schimmernde Metallmauer begrenzt, die in kleine, regelmäßige Rechtecke unterteilt war.

Er ließ seinen Halt los und versuchte, einige Schritte zu gehen. Der Schwächeanfall ging schnell vorüber, aber nach einigen Metern war er froh, sich wieder festhalten zu können.

Er hatte sich weit genug der großen Wand mit den quadratischen Türen genähert, um auch die Einzelheiten besser erkennen zu können. Mühelos gelang es

ihm, den Deckel anzuheben und seine »Grabkammer« zu verschließen. Er wollte wissen, wer er war, und auf den Türen hatte er die Schilder bemerkt.

Und er las auf seiner Tür:

*Mark Tennan*  
Geboren 1953  
Hibernation 17.4.1998

Das war alles. Über seinem Namen stand lediglich noch eine Zahl: 275.

Mark Tennan also!

Der Name schien ihm vertraut, aber noch immer weckte er keine Erinnerung an das, was geschehen war.

Er ging zu der Quermauer am Ende der Halle, in der er die kleinen, flachen Rechtecke gesehen hatte. Auf ihnen standen nur Zahlen. Ohne zu wissen warum, suchte er, bis er vor dem Fach mit der Bezeichnung 275 stand.

Es war verschlossen wie alle anderen auch. Es gab weder einen Hebel noch ein Stellrad. Wenn das Fach also für ihn bestimmt war, wie sollte er es öffnen?

Langsam wanderte er an den Fächern vorbei, bis er bei der Zahl 300 angekommen war. Unmittelbar daneben war in Augenhöhe ein metallenes Schild mit Schriftzeichen. Die Buchstaben, tief eingraviert und in Blockschrift, waren gut leserlich:

»Rechten Daumen fest unter die entsprechende Nummer pressen!«

Mark Tennan trat einen Schritt nach links und stand vor dem Fach mit der Nummer 300. Er beugte sich vor, um besser sehen zu können, und in der Tat entdeckte er direkt unter dem Schild mit der Num-

mer eine flache Vertiefung. Er probierte und stellte fest, daß seine Daumenkuppe genau hineinpaßte. Er drückte, aber nichts geschah.

Das also ist es, dachte er und kehrte zu »seinem« Fach zurück.

Zehn Sekunden später öffnete sich das nur zwanzig Zentimeter hohe Fach. Ganz vorn lag ein Anzug, darauf Unterwäsche und andere Bekleidungsstücke.

Erst jetzt spürte er wieder die Kälte. Ohne zu überlegen, nahm er die Wäsche heraus und zog sie an. Sie paßte. Der Anzug bestand aus einem schmiegsamen, fast seidigen Stoff und wirkte fabrikneu. Ein wohliges Gefühl der Wärme durchströmte ihn.

Während er die kurzen Stiefel anzog, die wie angegossen saßen, sah er sich nach allen Seiten um. Er konnte nichts entdecken, was auffällig gewesen wäre, kein Mikrophon, keine Fernsehkamera, nichts.

Er *wußte* also, was eine Kamera war!

Einen Augenblick wunderte er sich, aber dann beschloß er, sich vorerst über nichts mehr zu wundern, sondern die Erinnerung langsam und von selbst zurückkommen zu lassen.

Im Jahr 1998 war er eingefroren worden – das jedenfalls stand fest. Aber er wußte nicht mehr, ob es freiwillig geschehen war oder nicht. Er konnte sich auch nicht an die Anlage hier erinnern. Er war sicher, daß sie ganz anders ausgesehen hatte, nicht so gewaltig und auf keinen Fall so steril und automatisiert.

Zu seiner Zeit, so entsann er sich plötzlich, und diese Erkenntnis kam wie ein alles erhellender Blitz, hatten sich viele Menschen in einen künstlichen Winterschlaf versetzen lassen. Entweder waren sie unheilbar krank und hofften, bei ihrem Wiedererwachen eine weiter

fortgeschrittene Medizin vorzufinden, oder sie waren einfach neugierig auf die Zukunft, weil ihnen die Gegenwart nichts mehr zu bieten hatte.

Und er ...

Die Erinnerung erlosch so schnell wie sie gekommen war.

Er sah wieder in das Fach hinein und entdeckte noch einige Gegenstände, die mit Sicherheit für ihn bestimmt waren. Einige Bücher, eine Ledertasche mit handgeschriebenen Blättern, einen verschlossenen Koffer – und eine Waffe.

Es war die Waffe, die abermals einige Sekunden plötzlicher Erinnerung verursachte.

Mark Tennen, Wissenschaftler, alleinstehend.

Eine Welt ohne Zukunft!

Das Kälteexperiment!

Aus!

Er nahm die Pistole und stellte fest, daß sie nicht geladen war. Eine Schachtel mit Munition lag neben dem Etui.

Es war *seine* Pistole, was darauf schließen ließ, daß man ihm erlaubt hatte, Gegenstände seines Privatbesitzes mit hinüber ins »Jenseits« zu nehmen.

Hastig wühlte er weiter. Jeder einzelne Gegenstand konnte ein Stück Erinnerung bedeuten. Jeder konnte ihn ein Stück weiterbringen auf seiner Suche nach der Vergangenheit.

Er fand das Notizbuch.

Die Handschrift kam ihm bekannt vor – es mußte seine sein.

In diesem Augenblick hörte er hinter sich ein Geräusch.



Reglos blieb er stehen und lauschte.

Auch ohne Erinnerung wußte er, was Gefahr bedeutete. Hinzu kam, daß er sich unsicher und fast wehrlos fühlte, auch wenn er eine Pistole besaß.

Hastig riß er die Schachtel auf und entnahm ihr eine Handvoll Patronen. Alle anderen Gegenstände warf er in sein Fach zurück und schloß es. Die Pistole in der linken Hand, lief er an der Mauer mit den Fächern entlang, bis er eine Schalttafel erreichte, hinter die er sich duckte. Wenn er den Kopf vorschob, konnte er die ganze Halle überblicken.

Er zog das leere Magazin aus dem Kolben der Waffe und drückte die Feder ein. In aller Ruhe schob er acht Patronen in das Magazin, steckte es in die Waffe zurück und lud sie durch.

Dann erst konzentrierte er sich wieder auf die Geräusche, die ihn alarmiert hatten.

Erst viel später kam ihm zu Bewußtsein, daß er rein instinktiv gehandelt hatte in diesen Augenblicken. Eigentlich wäre es logischer gewesen, ein Team von Wissenschaftlern zu erwarten, nachdem er geweckt worden war. Aber eine Stimme tief in seinem Unterbewußtsein hatte ihn gewarnt, und er wußte, daß bei dem Experiment etwas schiefgegangen war. Sein Erwachen mußte ein Zufall gewesen sein.

Außer seinem »Grab« gab es etwa noch zwei Dutzend anderer Großfächer, die geöffnet waren. Sie lagen ausnahmslos in der untersten Reihe. Das seine war in der dritten Reihe von unten. Insgesamt waren es sechs Reihen.

Die Schritte kamen näher.

Sie waren leise, fast schleichend, und Mark Tennan begann zu ahnen, daß die Näherkommenden keine

Schuhe an hatten. Sie mußten barfuß sein, und das bei dem eiskalten Steinboden.

Die Seite der Halle, von der die Geräusche kamen, hatte er bisher noch nicht beachtet. Sie lag der Mauer mit den kleinen Fächern gegenüber, fast genau fünfzig Meter entfernt. Eine breite Tür war dort, geöffnet und im Halbdunkel. Dahinter lag Finsternis, die nun durch einen flackernden Schein ein wenig erhellt wurde.

Dann erst sah er die halbnackten Gestalten, die in Gruppen den Gang entlanggeschlichen kamen, der in die große Halle führte. Der Anführer, ein kräftig gebauter Mann mit langen Haaren, blieb am Eingang der Halle stehen und gab seinen Begleitern ein Zeichen.

Mark wagte kaum zu atmen. Wenn das dort Menschen waren, und daran konnte kein Zweifel bestehen, so stammten sie nicht aus seiner Zeit. Das waren Wilde, nur mit Lendenschurzen angetan und mit Keulen und primitiv geschliffenen Messern bewaffnet. Einige von ihnen trugen Bögen aus Holz und auf dem Rücken Köcher mit Pfeilen. Ihre Sprache war unverständlich, wenn es Mark auch so vorkam, als verstünde er einige der heiser hervorgestoßenen Worte.

Der Anführer schien sich überzeugt zu haben, daß keine Gefahr drohte. Er gab seinen Begleitern ein Zeichen, und dann kamen sie in die große Halle, einer nach dem anderen und mit auffallender Vorsicht. Sie näherten sich der Wand mit den Kammern.

Noch immer begriff Mark nicht, was sie hier wollten und wo sie herkamen. Wenn ihn seine schwache Erinnerung nicht täuschte, mußte er sich hier in ei-

nem der modernsten Versuchszentren der Welt befinden, in dem Experimente mit der Unsterblichkeit vorgenommen wurden. Die künstliche Hibernation galt als der erste Schritt dazu, und er hatte sich freiwillig gemeldet ...

Natürlich! Er hatte sich freiwillig dazu gemeldet.

Gestern oder vorgestern war das gewesen.

Oder war es schon länger her ...?

Der Anführer der Wilden deutete auf eine der geschlossenen Kammern der untersten Reihe. Zwei seiner Männer legten ihre Waffen beiseite und näherten sich der quadratischen Tür. Jeder ihrer Handgriffe zeugte davon, daß sie nicht zum ersten Mal hier unten waren.

Mark atmete ganz langsam und tief durch. Seine rechte Hand umkrampfte den Griff der Pistole. Die Horde war nur knapp vierzig Meter von ihm entfernt, und jede unbedachte Bewegung konnte ihn verraten. Er besaß nur acht Schuß in der Waffe, und vor ihm gab es mehr als dreißig Gegner.

Er wußte plötzlich, daß sie seine Feinde waren.

Die beiden Wilden drehten an dem Handrad, bis die Tür sich öffnete. Sie klappte nach unten, und aus der Kammer entwich die eisigkalte Luft in Form einer weißen Wolke. Die Wilden schauderten zusammen, als es plötzlich kalt wurde, aber sie erschrecken nicht.

Mark jedoch begann zu frieren. In jeder der verschlossenen Kammern ruhte ein Mensch – das wußte er nun auf einmal mit absoluter Sicherheit. Jeder von ihnen wartete, so wie er gewartet hatte, auf den automatischen Weckprozeß, den nur ein Computer in Gang setzen konnte. Nach welchen Richtlinien das Wecken erfolgte, vermochte er nicht zu sagen. Aber

er wußte, daß ein solcher Vorgang, wurde er willkürlich ausgelöst, tödlich ausgehen mußte.

Beim Himmel, wie lange hatte er geschlafen?

Mit roher Gewalt, auch das konnte Mark erkennen, lösten sie die Sperre der Wanne und zogen sie auf den Schienen nach vorn, bis sie vor dem leeren Wasserbad einrastete. Und dann geschah etwas, das Mark unfähig machte, sich auch nur einen Millimeter von der Stelle zu rühren.

Der Anführer stürzte sich mit erhobenem Messer auf den vereisten und nackten Körper des Menschen, der in der Wanne lag, und durchschnitt die Fesseln. Er hatte dabei einige Schwierigkeiten, und mehr als einmal glitt die Schneide ab und drang mit knirschendem Geräusch in das glasharte Fleisch des Opfers.

Mark wollte aufspringen, aber seine Glieder waren wie gelähmt. Die plötzliche Erkenntnis dessen, was sich da vor seinen Augen abspielte, verdamnte ihn zur Unbeweglichkeit.

Das Opfer war ein Mann. Sie hoben ihn aus der Wanne, steif wie eine Marmorstatue und scheinbar tot. Der Anführer gab seinen Leuten einen Befehl, und dann packten sie den nackten Körper und hoben ihn aus der Wanne. Auf ihren Schultern trugen sie ihn aus der Halle und verschwanden im Halbdunkel des Ganges.

Mark blieb in seiner Deckung. Er fragte sich, ob er ein Feigling sei, aber dann begriff er, daß hier jede Hilfe zu spät käme. Wenn er überhaupt etwas tun konnte, dann war es nur die Vorsorge, daß sich ein Vorfall wie jener, der sich vor seinen Augen abgespielt hatte, nicht mehr wiederholen konnte.

Zwei Dutzend gewaltsam geöffneter Kammern gab es bereits.

Keine einzige durfte mehr dazukommen!

Die Geräusche der sich entfernenden Schritte wurde immer schwächer, bis sie schließlich verstummten. Niemand hatte die Tür geschlossen. Langsam entwich die Kälte aus der Kammer nach oben.

Ja, nach oben! Mark erkannte unmittelbar hinter der Tür die Stufen.

Er vergewisserte sich, daß seine Waffe noch entschert war, dann erhob er sich langsam. Der Schreck saß ihm noch in den Gliedern. Die Wilden an und für sich waren unbegreiflich genug, aber daß sie auch noch Kannibalen waren, mußte erst von seinem Verstand verarbeitet werden.

Um die Gegenwart zu begreifen, mußte er die Vergangenheit kennen. Und die Vergangenheit lag in seinem Fach Nummer 275.

Zuerst ging er zu der geöffneten Kammer. In der Wanne lagen noch Haut- und Fleischfetzen, die allmählich auftauten. Er stemmte sich gegen das Bodenteil und schob die Wanne in das Verlies zurück. Den Deckel ließ er geöffnet, damit später jedes Mißverständnis vermieden wurde.

Auf dem Rückweg zu den Fächern blieb er vor den verschlossenen Türen stehen und sah durch die kleinen Fenster. Er konnte nicht viel sehen, denn in den einzelnen Kammern war es dunkel, aber er vermochte die reglosen Gestalten zu erkennen, die gefroren in den Wannen ruhten und auf ihren »Jüngsten Tag« warteten, so wie er darauf gewartet hatte.

In der Kammer Nummer 276 lag ein Mädchen.

Obwohl es dunkel war, erkannte er die Formen des

schlanken, jungen Körpers. Die nackte Haut war mit einer dünnen Schicht von Reif bedeckt. Als seine Augen sich an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, erkannte er auch ihr Gesicht. Es war ein hübsches, anziehendes Gesicht.

Mit Überwindung nur löste er sich von dem überraschenden Anblick, und für eine Sekunde nur war er glücklich darüber, daß die Kammer mit dem Mädchen in der dritten Reihe von unten lag. Die Kannibalen hatten bisher nur die unterste Reihe geplündert.

Als er vor seinem geschlossenen Fach stand, betrachtete er seine Daumenkuppe. Die Linien, so wußte er plötzlich, waren der Schlüssel zu dem Schloß, das nur er zu öffnen vermochte. Die Kannibalen hatten es vielleicht niemals versucht, und wahrscheinlich würde es ihnen auch nie gelingen. Er wunderte sich, daß es an den Gefrierkammern nicht ähnliche Sicherheitsmaßnahmen gab.

Er öffnete sein Fach, nahm das handbeschriebene Notizbuch heraus, schob es in die Tasche und schloß die Klappe wieder. Nun brauchte er nur noch einen bequemen Platz, um die Aufzeichnungen zu lesen.

Außerdem verspürte er Hunger.

Auf der gegenüberliegenden Seite gab es mehrere verschlossene Türen, die sich jedoch durch einen einfachen Druck auf einen eingelassenen Knopf öffnen ließen. Dahinter lagen verschieden eingerichtete Räume, deren unterschiedliche Zwecke für Mark offensichtlich waren. Für das Bad und die Toilette hatte jedoch er im Moment noch keine Verwendung.

Der Raum hinter der dritten Tür, die er öffnete, war

genau das, was er suchte. Als erstes erblickte er entlang der rechten Seite einzelne Nischen, in denen Polstermöbel und Tische standen. Ihnen gegenüber war etwas, an das er sich dunkel erinnern konnte. Hinter Glasscheiben standen Fertigmahlzeiten, durch naturgetreue Plastiken symbolisiert. Eine Bedienungsanleitung fehlte, dafür war unter dem Aktivierungsknopf die Zeit abzulesen, die für die Lieferung benötigt wurde.

Mark wählte eine Fleischsuppe und ein Steak.

Er setzte sich in die Nische dem Automaten gegenüber.

Seine Pistole steckte im Hosenbund. Er nahm das Notizbuch und schlug es auf.

Natürlich – das war seine eigene Handschrift! Er erinnerte sich. Jahrelang hatte er dieses Buch geführt. Es barg alle seine Erlebnisse und Erkenntnisse. Nun würde er endlich erfahren, was geschehen war.

Es war jedoch nicht ganz so einfach, wie er es sich vorgestellt hatte. Was damals – in seinem ersten Leben – klar und verständlich gewesen war, sagte ihn nun wenig. Schule und Elternhaus, nichts als Stichworte. Sein Studium – da gab es schon mehr Anhaltspunkte und genauere Details. Persönliche Erlebnisse, die ohne Bedeutung blieben, weil er die Namen nicht mehr kannte.

Das Signal unterbrach ihn. Die Suppe war fertig. Er holte sie aus dem geöffneten Fach, nahm einen bereitliegenden Löffel und kehrte an seinen Platz zurück. Vorsichtig probierte er.

Sie war heiß und schmackhaft. Langsam leerte er die Tasse und schob sie achtlos beiseite. Das Steak wurde angemeldet, und nun aß er schon schneller.

Dann, als er damit fertig war, hatte er das Gefühl, daß noch etwas fehlte. Er stand auf und ging die lange Reihe der Fenster ab. Als er die Getränke entdeckte, kehrte wieder ein Bruchstück an Erinnerung zurück. Er wählte ein Glas Bier.

Auf dem Weg zu seinem Tisch kam er an einer anderen Nische vorbei. Wie angewurzelt blieb er stehen, als er den Teller und das Besteck sah, das auf dem Rand stand. Die Speisereste waren nicht älter als einige Wochen.

Noch jemand mußte aufgewacht und den Kannibalen entkommen sein.

Nachdenklich trank er sein Bier, und plötzlich verspürte er zum ersten Mal in seinem Leben – in seinem zweiten Leben – Angst.

Wer war der andere ...?

Hinter der vierten Tür fand er einen langen Gang, der ihn an den Korridor eines Hotels erinnerte. Rechts und links gab es weitere Türen mit Nummernschildern. Er öffnete eine von ihnen ohne Schwierigkeit und ging in das Zimmer, die Pistole entschert in der Hand.

Ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und die sanitäre Einrichtung in einem kleinen Nebenraum. Leer, unbenutzt und sauber.

Mark wußte nicht, wie lange er in seiner eisigen Grabkammer geruht hatte, aber jetzt fühlte er sich plötzlich müde und erschöpft. Er verschloß die Tür mit einer einfachen Vorrichtung, die innen angebracht war. Die Pistole legte er auf den Nachttisch zwischen den beiden Betten.

Warum eigentlich zwei Betten?



Er zog sich aus, dann duschte er und kroch unter die weißen Laken.

Obwohl er gleich hätte einschlafen können, nahm er noch einmal sein Notizbuch zur Hand und begann zu lesen. Hier fühlte er sich sicher. Vor den Kannibalen, aber auch vor jenem anderen, der ebenfalls geweckt worden sein mußte und den er nicht kannte.

Abschluß des Studiums mit Auszeichnung. Praktische Arbeit in der Versuchsanstalt.

Kein Hinweis war vorhanden, um welche Anstalt es sich handelte und welche Versuche durchgeführt wurden. Die Eintragungen wurden mehr privat und intim. Ein Mädchen war in sein Leben getreten, aber er konnte sich nicht mehr an sie erinnern, obwohl er ihren Namen immer wieder erwähnte. Er wußte nicht einmal mehr, wie sie aussah.

Sie hatte ihn verlassen, soviel fand er noch heraus, dann übermannte ihn die Müdigkeit. Er legte das Buch auf den Nachttisch und schob seine Waffe unter das Kopfkissen.

Er besaß keine Uhr und wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, jedenfalls fühlte er sich erfrischt und gekräftigt. Eilig zog er sich an, rasierte sich mit dem vorhandenen Apparat und sicherte die Pistole. Das Notizbuch ließ er liegen. Wenn er zurückkam, wollte er weiterlesen. Vielleicht wurden weitere Erinnerungen geweckt, wenn er einen Spaziergang unternahm.

Er verließ sein Appartement und merkte sich die Nummer auf der Tür. Ausgerechnet dreizehn!

Ohne darüber nachzudenken, kehrte er in den großen Saal zurück, der die Grabkammern beherbergte. Er nannte sie so, obwohl sie alles andere als Grab-

kammern waren. Nur für zwei Dutzend Menschen waren sie bisher zu Grabkammern geworden.

Und was war mit den anderen, die noch schliefen?

Unwillkürlich lenkte er seine Schritte zu der Klappe mit der Nummer 276. Er sah durch das Fenster und stellte mit unmotivierter Erleichterung fest, daß das Mädchen noch immer dort lag und auf ihr zweites Leben wartete.

Mission Zweites Leben!

Der Fetzen einer undeutlichen Erinnerung streifte sein Bewußtsein. Mission Zweites Leben – das war es! Er hatte an der Entwicklung des Projektes mitgearbeitet und sich dann freiwillig gemeldet.

Die Erinnerung erlosch wieder.

Er warf einen letzten Blick auf das schlafende Mädchen und ging dann hinüber zu dem Eingang an der anderen Seite, durch den die Kannibalen gekommen waren. Herrgott, wieviel Zeit mußte seit dem Beginn des Unternehmens vergangen sein ...?

Was war geschehen? Irgend etwas stimmte nicht!

Die Stufen begannen gleich hinter dem Eingang. Sie führten steil nach oben, aber es wurde nicht dunkel. Während er weiterging, leuchteten in der Decke eingelassene Lampen auf, während jene hinter ihm erloschen. Die Luft war kühl, aber nicht so eisig wie unten im Saal. Von oben verspürte er sogar einen lauen Luftzug.

Der Gang machte keine Biegung. Immer weiter führte er nach oben, und Mark hatte es längst aufgegeben, die Stufen zu zählen. Er vermochte die Entfernung oder gar den Höhenunterschied nicht mehr abzuschätzen. Dann sah er weit vor sich einen Lichtschein.

Er schob seine Waffe in die Rocktasche und ging weiter.

Die Erinnerung im Unterbewußtsein sagte ihm, daß es eine Sonne gab, die den Tag auf der Welt verursachte. Das vor ihm mußte dieser Tag sein, der anders war als der ewige Tag unten im Saal oder im Speiseraum.

Vorsichtig blieb er stehen, als das grelle Licht noch wenige Meter von ihm entfernt war. Die Luft war lau und würzig. Sie roch nach Dingen, die er kannte, obwohl er sich nicht an sie zu erinnern vermochte. Blumen, Vegetation, Wüste, Wasser ... vielleicht.

Er ging weiter und überschritt die Barriere zur Oberfläche.

Geblendet schloß er die Augen, als er in die Sonne blickte, die hoch in dem blauen Himmel stand. Blitzartig kehrte wieder ein Teil seiner Erinnerung zurück. Sonne, Sand, das Meer ... und ein Mädchen.

Mehr nicht!

Vor ihm lag die grasbewachsene Ebene, die sich bis zum Horizont erstreckte. In der Ferne waren hohe Berge zu erkennen, davor wellige Hügel mitten in der Ebene. Unmittelbar hinter ihm erhoben sich mehrere Grashügel, die merkwürdig spitz zuliefen und vielleicht hundert Meter hoch waren.

Pyramiden ...

Langsam entfernte er sich von dem Eingang zur Unterwelt, aus der er gekommen war und die vorerst für ihn das Weiterleben bedeutete. Die Oberfläche, das spürte er instinktiv, war sein ursprüngliches Lebenselement gewesen, aber sie war es jetzt nicht mehr. Sie barg Gefahren, mit denen er sich erst vertraut machen mußte.

Er sah die Spuren im Gras. Sie führten zu den flachen Hügeln, die links von der Sonne in der Ebene lagen. Dorthin hatten die Kannibalen ihre hilflosen Opfer gebracht, um sie dort zu verzehren.

Mark wußte nichts von dieser Welt, aber er konnte sich vorstellen, daß es schwer war, in ihr zu überleben. Er drehte sich um und stellte fest, daß es insgesamt fünf Pyramiden waren, die sich aus der Ebene erhoben.

Fünf!

Die riesige Versuchsanstalt hatte aus fünf sehr hohen Gebäuden bestanden. Hochhäusern mit fünfzig Stockwerken und Eilaufzügen, die bis tief unter die Oberfläche reichten.

Aber grasbewachsene Pyramiden ...

Er schauderte zusammen, wenn er an die Zeit dachte, die inzwischen vergangen sein mußte. Jahrhunderte vielleicht ...?

Was war inzwischen auf der Erde geschehen?

In der Luft war ein gleichmäßiges Rauschen, das er sich nicht erklären konnte. Es kam rechts von der Sonne, aber der Horizont dort war flach und reichte, soweit er sehen konnte. Er nahm sich vor, morgen oder übermorgen dem Geräusch nachzugehen.

Erschreckt duckte er sich, als über ihm eine Bewegung war und dann ein Flattern. Ein kleiner Vogel strich dicht über ihn hinweg und flog dann steil nach oben, als er ihn sah. Das Tier schien genausoviel Angst zu haben wie er selbst.

Schnell kehrte er zum Eingang zurück.

Jetzt erst bemerkte er, daß die metallene Tür mit roher Gewalt geöffnet worden war. Wenn er an die Messer und primitiven Waffen der Kannibalen dach-

te, konnte er sich nicht vorstellen, wie sie es geschafft hatten, eine metallene Tür zu öffnen, aber wie immer sie es auch angestellt hatten, sie hatten es geschafft.

Er konnte sie nicht mehr verschließen.

Es waren mehr als dreihundert Stufen. Diesmal verzählte er sich nicht, wenn er auch immer an den »anderen« denken mußte, der im Speisesaal gegessen hatte. Warum er ihn fürchtete, wußte er nicht, denn zweifellos gehörte er nicht zu den Kannibalen.

Er wählte ein Menü und verzehrte es, die entscherte Pistole neben sich auf dem Tisch. Eine der Boxen enthielt Whisky. Er nahm eine Flasche und zog sich in sein Hotelzimmer zurück.

Als er seine Pistole auf den Nachttisch gelegt hatte und sich ausziehen wollte, sagte hinter ihm eine Stimme:

»Ich begrüße Sie, Doktor Tennan. Ganz ruhig bleiben, und nur langsam umdrehen, wenn ich bitten darf. Vierhundert Jahre sind eine lange Zeit, aber nicht lange genug ...«

## 2.

Der »andere« stand in der Tür zum Badezimmer. Er hielt den Lauf eines altmodischen Revolvers auf Mark gerichtet.

»Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht.«

»Wenn Sie drei oder vier Tage nachdenken, wird Ihnen alles wieder einfallen. Mir erging es ähnlich. Die Erinnerung kehrt langsam zurück, wenn man sich Mühe gibt.« Er sah Mark forschend an. »Sie erkennen mich wirklich nicht, Mark Tennan?«

»Darf ich mich setzen?«

»Ja, aber vergessen Sie Ihre Pistole. Mein Revolver hat keine Ladehemmungen, und ich habe ihn ausprobiert. Ich werde Ihnen Ihre Waffe nicht wegnehmen, denn sie ist in dieser Welt lebenswichtig. Sie gestatten, daß ich ebenfalls Platz nehme ...«

Sie saßen auf den beiden Betten, den schmalen Gang zwischen sich.

Mark beobachtete den Mann genauer. Er wirkte sympathisch, entschlossen und zielbewußt. Er mochte vierzig Jahre alt sein und sah intelligent aus. Seine Kleidung war verschmutzt, und an seinen Schuhen klebte Lehm.

»Sie waren draußen?« fragte Mark.

»Ich bin heute zurückgekommen. Drei Wochen war ich unterwegs. Ehrlich gesagt, ich rechnete nicht damit, daß noch jemand erwachen könnte. Das Experiment ist fehlgeschlagen.«

»Was wissen Sie darüber?«

»Ich werde Ihnen nichts erklären, denn in einigen Tagen wissen Sie selbst wieder alles. Sie würden jetzt

nicht viel begreifen, und es könnte erneut Mißverständnisse geben. So wie damals ...«

»Vor vierhundert Jahren, meinen Sie?«

»Etwa vor vierhundert Jahren. So lange haben wir geschlafen. Ich kann die Zeitspanne nur abschätzen, weil der automatische Kalender im Jahr 2398 ausgefallen ist. Das sind exakt vierhundert Jahre nach dem Tag Null. Ich weiß nicht, wie lange die Uhr steht.«

Mark lehnte sich zurück.

»Warum bedrohen Sie mich eigentlich mit Ihrer Waffe?«

Der andere lächelte.

»Reine Vorsicht, Mark Tennan. Ihre Erinnerung ist lückenhaft. Wir hatten damals einen Streit. Es könnte sein, daß Sie gerade *den* nicht vergessen haben.«

Mark schüttelte den Kopf.

»Was immer es auch gewesen sein mag, es ist heute ohne Bedeutung. Ich bin froh, daß Sie aufgetaucht sind. In dieser Welt der Kannibalen sollten wir dankbar sein ...«

»Sie wissen das schon? Waren sie wieder hier?«

»Ja, gestern – falls inzwischen ein Tag verging. Ich weiß es nicht, ich habe geschlafen.«

»Sie scheinen in regelmäßigen Abständen zu kommen.« Der andere legte seinen Revolver neben Marks Pistole auf den Tisch. Es war eine Geste des Vertrauens. »Das ist auch der Grund, warum ich drei Wochen unterwegs war. Ich wollte wissen, wo sie hausen und welche Lebensgewohnheiten sie haben. Außerdem suche ich die Stadt.«

»Stadt?«

»Nun ja, eigentlich mehr das, was einmal die Stadt gewesen ist. Fünfzig Kilometer von hier, genau nörd-

lich. Ich habe sie von fern gesehen, mußte aber umkehren, weil die Lebensmittel zur Neige gingen. Es gibt nicht mehr viel jagdbares Wild.«

Mark zog die Stiefel aus und deutete auf die Flasche am Fußende des Bettes.

»Machen Sie es sich bequem. Würden Sie zwei Gläser holen?«

Der andere warf Mark einen forschenden Blick zu.

»Ein Schluck wird uns guttun«, sagte er und ging, um die Gläser zu holen. Mark schenkte ein, dann tranken sie sich zu. »Mein Name ist Gerald, Doktor der Physik. Wir arbeiteten im gleichen Institut. Leider kam uns ein Mädchen dazwischen, aber sie hat uns beide hereingelegt. Wissen Sie das noch?«

Mark schüttelte langsam den Kopf.

»Ich will es auch nicht mehr wissen. Ich glaube, derartige Probleme werden wir hier nicht haben. Außerdem gibt es wichtigere Dinge, fürchte ich. Physiker also? Und was bin ich?«

Gerald lächelte nachsichtig.

»Auch Physiker, es wird Ihnen noch einfallen. Aber genug davon jetzt. Sie müssen warten, bis der Erinnerungsprozeß beginnt. Ihr Tagebuch wird Ihnen dabei helfen, den Rest bewirkt unser Gespräch in zwei oder drei Tagen. Bis dahin ruhen Sie sich aus. Es ist alles vorhanden, was wir zum Leben benötigen.«

»Eine Frage noch.« Mark stellte das Glas auf den Nachttisch, genau zwischen die beiden Schußwaffen. »Haben Sie noch nie versucht, jemanden aufzuwecken?«

Dr. Gerald zögerte mit der Antwort, dann sagte er:

»Ich trug mich mit dem Gedanken, wenn ich ehrlich sein soll, aber ich war zu feige. Als wir damals



eingefroren wurden, kannte ich die Technik des Aufweckens genau. Sie muß sich nach unserem ›Tode‹ geändert haben und wurde auf Automatik umgestellt. Es wäre ein zu großes Risiko, ohne exakte Anleitung den Versuch zu unternehmen, die Automatik in Gang zu setzen.«

»Und was ist mit uns? Warum erwachten wir?«

Dr. Gerald zuckte die Schultern.

»Ich weiß es nicht. Aber vielleicht finden wir es gemeinsam heraus, wenn wir die Anlage untersuchen.« Er lächelte. »Aber nicht vor einer Woche, Mark Tennan.«

Mark griff nach seinem Glas.

»Wo wohnen Sie?« fragte er und lächelte ebenfalls.

»In Appartement fünfzehn, zwei Türen neben der Ihren. Wir sind Nachbarn.«

»Gute, hoffe ich«, sagte Mark, nahm den Revolver des »anderen« beim Lauf und reichte ihn Gerald.

*Sylvia Bergner*  
geb. 1972  
Hibernation 1998

Mark las das Schild unter der Nummer 276 immer und immer wieder, aber der Name erweckte keine Erinnerungen. Mit einer Lampe, die Gerald ihm gegeben hatte, leuchtete er in das Innere der Eiskammer. Auf dem Gesicht des Mädchens lag ein unbeschreiblicher Friede, ihre Züge waren entspannt und von ungewöhnlichem Liebreiz. Mark versuchte sich vorzustellen, welche Farbe ihre geschlossenen Augen hatten. Braun vielleicht, denn ihre Haare waren dunkel.

Er hörte Schritte hinter sich. Gerald blieb neben ihm stehen.

»Ich weiß, was Sie möchten«, sagte er langsam und ernst. »Ich kann Sie sogar verstehen, aber das Risiko wäre zu groß. Ohne die genaue Kenntnis des Weckplans stirbt sie.«

»Wir wurden auch geweckt und starben nicht.«

»Uns weckte die Automatik, aber wir wissen beide nicht, wer sie in Gang setzte. Vielleicht ein Zufall oder ein Fehler, wer weiß? Können wir Zufälle und Fehler wiederholen?«

»Eines Tages werde ich es versuchen«, kündigte Mark an und warf einen letzten Blick auf das ruhende Mädchen. Neben Gerald ging er weiter, auf den Ausgang zu. »Ich weiß nicht, was mit der Welt und den Menschen geschehen ist. Aber vielleicht sind wir die letzten Überlebenden einer Zivilisation. Wir müssen an die Zukunft denken.«

»Eben!« Gerald nickte zustimmend. »Das bedeutet aber auch Verantwortung. Jedes einzelne Leben dort hinter den Türen ist ungemein wertvoll, wir dürfen keines von ihnen leichtfertig aufs Spiel setzen. Zuerst müssen wir dafür sorgen, daß die Wilden nicht mehr eindringen können. Die Energieversorgung funktioniert noch, das wissen wir. Wir könnten also eine elektrische Sperre einrichten, die jeden Eindringling vertreibt. Sie sind in der Tat Kannibalen, und wenn mich nicht alles täuscht, sind sie außer uns auch die einzigen Überlebenden der Katastrophe, zumindest in dieser Gegend.«

»Eine elektrische Sperre ...?« Mark hatte sich in den vergangenen drei Tagen an viele Dinge erinnern können. »Ich glaube, das könnten wir schaffen. Wir

müssen die Anlage untersuchen, denn es darf keine Unterbrechung erfolgen.«

»Wir werden noch heute damit beginnen.«

»Haben Sie eine Ahnung, Gerald, wo die Energieversorgung ist?«

»Es gibt eine dicke Tür, die ich noch nicht geöffnet habe. Das Zeichen auf ihr besagt: Lebensgefahr!«

»Wo?«

»Kommen Sie, Mark, ich zeige sie Ihnen.«

Sie befanden sich etwa siebenzig Meter unter der Erdoberfläche. Was über ihnen war, wußten sie nicht. Sie kannten nur den Stufengang, der nach oben führte. Wahrscheinlich hatte es einmal Lifte gegeben, vielleicht auch andere Anlagen, aber sie lagen verborgen hinter noch nicht entdeckten Eingängen. Die Pyramide auf der Oberfläche konnte nichts anderes sein als das zusammengestürzte Gebäude, das im Verlauf der Jahrhunderte die jetzige Form angenommen hatte.

Gerald ging voran. Der Gang war schmal und scheinbar endlos, bis er vor einer Tür endete. Sie wirkte dick und massiv. Bis auf ein schmales Schlüsselloch war sie glatt und fugenlos.

»Ein normales Schloß!« wunderte sich Mark. »Wie können wir es öffnen?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, gab Gerald zu. Er beugte sich vor, um es näher zu betrachten. »Ein Dietrich vielleicht. Es sieht nicht gerade kompliziert aus.«

Mitten auf der Tür prangte ein roter Blitz, sonst nichts. Seine Bedeutung war klar und unmißverständlich.

»Wer immer auch dafür sorgte, daß unser Kälteex-

periment durchgeführt wurde, muß mit jener Möglichkeit gerechnet haben, die nun eingetroffen ist.« Mark deutete auf das Schlüsselloch. »Irgendwo werden wir den Schlüssel finden – und noch andere Dinge, die wir zum Überleben benötigen.«

»Dieser Gedanke kam mir auch schon, aber bisher suchte ich vergeblich nach Hinweisen für uns. Wir kommen nur an unsere eigenen Fächer heran, denn Fingerabdrücke sind die beste Sicherung. Es muß demnach noch ein Fach geben, das von allen geöffnet werden kann. Aber wo?«

Mark betrachtete die Tür, dann wandte er sich ab.

»Als wir erwachten, taten wir beide so ziemlich dasselbe. Wir fanden das automatische Restaurant und die Hotelzimmer. Im Gang daneben befinden sich gut eingerichtete Werkstätten, die wir bisher eigentlich zuwenig beachteten. Sehen wir dort nach, Gerald.«

Der Physiker war einverstanden. Sie kehrten zum Ausgangspunkt ihrer Wanderung zurück und betreten den Gang mit den Werkstätten. Menschen mit nur durchschnittlicher Intelligenz und ein wenig handwerklicher Begabung konnten mit den hier vorhandenen Mitteln eine neue Zivilisation aufbauen.

Die Kannibalen waren nicht bis hierher gelangt. Sie dachten nicht weiter als bis zur nächsten Mahlzeit.

»Eine Schlosserei«, murmelte Gerald, als sie den dritten Raum betraten. »Dort – Plastikmasse! Sie haben uns keine fertigen Schlüssel hinterlassen, aber alle notwendigen Mittel, jeden gewünschten selbst herzustellen. Dort sind die Schablonen.« Er nickte Mark zu. »An die Arbeit, mein Freund!«

Mark nahm ein Stück der weichen Plastikmasse

und fertigte an der Tür mit dem roten Blitz eine Schablone für den Schlüssel an.

Zwei Stunden später hielt Gerald den fertigen Schlüssel in der Hand.

»Bald werden wir mehr wissen«, prophezeite er optimistisch. »Im übrigen finden wir hier alles, was wir brauchen, um die Tür am Ausgang unter Strom zu setzen. Wir werden innen und außen einen versteckten Schalter anbringen, den nur wir kennen. Somit können wir die gesamte Anlage absichern. Niemand kann sie betreten.«

»Es sei denn«, gab Mark zu bedenken, »er ist so intelligent wie wir.«

»Dann darf er es auch«, sagte Gerald kurz und verließ die Werkstatt.

Schlag auf Schlag fügte sich die Erinnerung zusammen, als sie in der riesigen Halle standen. Das Prunkstück war der in der Mitte eingelassene Atomreaktor.

Zwei Stunden lang studierten sie die gewaltige Anlage und konnten sich allmählich ein Bild von ihrer Funktionsweise machen. Alle Stromleitungen lagen verborgen unter Betonleisten, aber sie waren beschriftet und außerdem farblich gekennzeichnet. Der Verteiler stand unmittelbar neben dem Reaktor.

»Die einzelnen Anschlüsse ...« murmelte Gerald und tippte mit dem Zeigefinger auf ein grünes Schildchen mit schwarzer Beschriftung. »Sie scheinen es jenen einfacher machen zu wollen, die einmal bis hierher vorgedrungen sind. Dies ist eine Reserveleitung. Man kann sie durch einen Knopfdruck unter Strom setzen. Die Frage ist nur, wo können wir sie draußen in der Halle anzapfen?«

Marks Blick wanderte die Wand entlang.

»Das farbliche Kennzeichen der Leitung ist grünschwartz. Verfolgen wir sie. Sie wird durch die Trennwand gehen, nehme ich an.«

»Dann finden wir sie auf der anderen Seite wieder. Dort muß sie in einem Endverteiler landen.«

»Wir werden sehen ...«

Ihre Vermutung war richtig. Gegenüber den Eiskammern fanden sie die getarnte Leitung wieder. Während die anderen unter der Decke verborgen weiterliefen, bog grünschwartz in einem rechten Winkel nach unten und verschwand in einem massiven Kasten, an dessen Seite eine deutlich sichtbare Klappe angebracht war. Auf ihr stand das, was die beiden Männer erwartet hatten: Verteiler.

Mark öffnete die Klappe. An der Kastenwand waren insgesamt zehn Stromabnehmer zu erkennen, die einzeln durch Schalter aktiviert werden konnten.

Gerald atmete auf.

»Nun benötigen wir nur noch das entsprechende Kabel, und dann müssen wie die Tür am Aufgang wieder einsetzen. Selbst wenn sie nicht mehr schließt, genügt das. Wie hoch ist die Spannung?«

»Verschieden, wir können wählen. Kabel gibt es übrigens in der Elektrowerkstatt – ich hatte mich schon umgesehen.«

Gerald rieb sich die Hände.

»Na gut, dann wollen wir mal anfangen. Je eher wir damit fertig sind, desto sicherer können wir uns fühlen.«

Sie untersuchten die Tür. Sie bestand aus fünf Zentimeter dickem Stahl, und den beiden Männern war es ein Rätsel, wie die Wilden es mit ihren primitiven

Werkzeugen geschafft hatten, sie zu öffnen.

»Sie haben die Angeln regelrecht freigestemmt«, wunderte sich Gerald. »Sie werden es dort wieder versuchen, wenn sie das Hindernis erneut vorfinden.«

»Kaum. Zuerst einmal müssen sie damit fertig werden, daß sie die Tür nicht mehr berühren können, ohne vielleicht zu sterben. Zumindest erhalten sie einen gehörigen elektrischen Schlag. Der Boden hier besteht aus einem zwei Meter breiten Metallgitter, das leitet ausgezeichnet. Eine perfekte Falle, Gerald.«

»Dann an die Arbeit!«

Sie holten Werkzeug und reparierten eine der Angeln so, daß sie die Tür provisorisch wieder einhängen konnten. Praktisch bestand dadurch eine direkte Verbindung zu den Eisenstäben der Betonwand, so daß diese den gleichen Zweck wie die später elektrisierte Tür erfüllte, wenn jemand versuchte, ein Loch zu brechen.

Aus diesem Grund hielt es Gerald auch für besser, das Stromkabel nicht an der Tür, sondern in der Mauer selbst anzuschließen. Ein kleines Loch war schnell gebohrt und die Verbindung hergestellt. Auf der Innenseite bereitete der Schalter keine Schwierigkeit, weil keiner benötigt wurde; der Verteiler selbst genügte, den Strom ein- oder auszuschalten.

Gerald kam zurück.

»Es geht, Mark. Ein schmaler und halb eingefallener Gang führt außen bis zu dieser Stelle, er beginnt unmittelbar bei der Tür. Wir führen ein zweites Kabel durch das Loch und verstecken den Schalter draußen im Schutt. Den findet niemand außer uns. So können wir den ganzen Laden unter Strom setzen, wenn wir einen Ausflugunternehmen.«

Nach einer weiteren Stunde konnten sie voller Stolz ihr Werk betrachten. Viel war nicht zu sehen, aber um so wirksamer war die Sperre. Gerald überzeugte sich davon, indem er eine Metallstange vor der Tür absetzte und schräg dagegen fallen ließ. Während sie seitwärts kippte, sprühten Funken und sprangen über. Erst als die Stange auf dem Boden lag und der Kontakt unterbrochen wurde, hörte das kleine künstliche Gewitter auf.

»Das reicht«, stellte Mark fest. »Die Wilden werden einen furchtbaren Schreck kriegen und sich nicht mehr so schnell hier bei uns blicken lassen. Lassen wir eingeschaltet?«

»Ja, wir wollen es uns zur Gewohnheit machen.«

Sie gingen in ihr Restaurant, denn sie verspürten einen gerechten Appetit. Mark verzehrte sogar zwei der herrlich saftigen Steaks und trank dann eine Flasche Bier.

»Ich möchte wissen, wie das funktioniert«, sagte er und betrachtete die lange Reihe von Bestellmöglichkeiten. »Und dann auch noch so schnell.«

»Synthetische Herstellung, molekulare Umwandlung«, vermutete Gerald. »Das wird schon aus dem 21. Jahrhundert sein.«

»Technischer Fortschritt, und dann doch der Untergang! Wir müssen herausfinden, was geschehen ist.«

»Das werden wir auch, früher oder später. Aber die Antwort liegt nicht hier unten, sondern auf der Oberfläche. Es mag sein, daß sogar die Kannibalen mehr wissen als wir.«

»Glauben Sie, daß sie Informationen kennen?«

Gerald nickte überzeugt.



»Zumindest gibt es Sagen und Überlieferungen. Wenn die Wilden ihren Sinn auch nicht ganz begreifen mögen, wir werden es.«

Marks Gesicht drückte Zweifel aus.

»Und Sie glauben, die Kerle werden sich mit uns unterhalten? Ich fürchte, sie werden uns lieber auffressen wollen.«

»Wir haben vierzehn Schuß, ohne nachladen zu müssen. Damit werden wir sie überzeugen.«

Mark nickte.

»Ein Glück, daß Sie auch daran dachten, sich den Revolver mitgeben zu lassen. Es ist, als hätten wir das Kommende geahnt.«

»In gewissem Sinne taten wir das. Als ich damals den Entschluß faßte, mich einfrieren zu lassen, lagen schon konkrete Ergebnisse der ersten Versuche vor. Menschen, die 1973 eingefroren wurden, weckte man 1995 wieder auf. Sie hatten zweiundzwanzig Jahre ohne zu altern geschlafen, und einige von ihnen konnten von ihren bis dahin unheilbaren Krankheiten befreit werden. Sie hatten keinen Schaden erlitten, waren gesund und munter. Nur jene, die erst nach ihrem medizinischen Tod in die Eiskammer kamen, konnten nicht mehr zu Leben erweckt werden. Soweit war die Medizin nun doch noch nicht fortgeschritten.«

Gerald stand auf.

»Ich gehe schlafen. Wir sollten überhaupt versuchen, uns wieder an einen regelmäßigen Tagesablauf zu gewöhnen. Nichts ist wichtiger als ein ausgewogener Lebensrhythmus mit Wachen und Schlafen. Was werden Sie jetzt tun?«

»Auch ruhen. Vielleicht sehe ich mich auch noch ein wenig in den Werkstätten um.«

»Gut, dann bis später. Wir treffen uns hier wieder.«

Mark blieb noch eine Weile sitzen, dann erhob auch er sich und kehrte in die große Halle zurück, die sie »Schlafsaal« nannten. Sein Weg führte ihn automatisch zu dem Fenster mit der Nummer 276.

Während er das Mädchengesicht betrachtete, überlegte er zum hundertsten Mal, wer seine und Dr. Gerald's Weckautomatik in Gang gesetzt haben mochte. Sie hatten die einzelnen Fächer untersucht und abgezählt. Außer den gewaltsam geöffneten Eiskammern gab es keine, die leer gewesen wäre. Nur ihre beiden.

Wer oder was also hatte sie aufgeweckt?

Da er die Antwort nicht wußte, ging er in den Korridor mit den Werkstätten.

Er streifte durch die einzelnen Räume und fand praktisch alles, was eine fortgeschrittene Technologie zu ihrem Weiterbestand benötigte. Aber nicht nur das. Es gab ein Lager mit einfachen landwirtschaftlichen Geräten wie Hacken, Spaten, Schaufeln und sogar Pflügen. In einem Nebenraum war konserviertes Saatgut gestapelt. In Metall graviert stand ein Hinweis auf der Tür: Erst nach völliger Entgiftung der Atmosphäre zu verwenden!

Mark wußte, daß er den ersten Hinweis erhalten hatte, wenn er auch die eigentliche Natur der Katastrophe noch nicht ahnen konnte.

Vergiftung der Atmosphäre und damit der gesamten Oberfläche der Erde?

Hatte das nicht schon in den Siebzigern des Zwanzigsten Jahrhunderts begonnen? Er entsann sich, daß niemand das Problem hatte lösen können, als er sich entschloß, das Kälteexperiment zu wagen. Kommer-

zielle Interessen waren stärker gewesen, selbst stärker als Gesetze.

Umweltverschmutzung war der damals übliche und verharmlosende Ausdruck dafür gewesen. Es hätte »Sabotage an der Natur« und »Mord an der Welt« heißen müssen, um auch Gleichgültige aufzurütteln.

Sie hatten es also doch geschafft! Sie hatten sich selbst umgebracht, ohne Kriege und Atomwaffen, nur mit ihrem eigenen Dreck, mit dem Abfall ihrer Superzivilisation. War es wirklich so gewesen?

Es mußte weitere Hinweise geben, und Mark war fest entschlossen, sie zu finden. Nur wenn man die Ursachen des Untergangs kannte, war es möglich, erfolgreich mit dem Aufbau zu beginnen.

Er schloß die Tür und ging wieder auf den Gang.

Er betrat den letzten Raum.

Sein erster Gedanke war: warum hat dir Gerald nichts davon gesagt? Oder war er noch nicht bis hierher gekommen? Es kam ihm überhaupt so vor, als habe der Physiker noch immer Geheimnisse vor ihm, aber warum?

Diese dumme Affäre vor vierhundert Jahren – oder noch mehr – konnte nicht der Grund für die Zurückhaltung Gerald's sein, wenn es überhaupt eine solche Zurückhaltung gab und sie nicht nur pure Einbildung war. Vielleicht machte er sich unnötige Sorgen und war einfach zu mißtrauisch.

Aber dieser Raum ...

Er mußte herausfinden, ob Gerald ihn kannte.

Die Wände bestanden aus Regalen voller Bücher, aber es waren keine gewöhnlichen Bücher, wie Mark sogleich feststellen konnte. Die schweren Einbände

bestanden aus einem dauerhaften Plastikstoff, die einzelnen Blätter aus einem dünneren, der keinerlei Verfärbung oder Alterserscheinungen aufwies. Ein Blick über die Titel belehrte Mark, daß es sich um Werke der Weltliteratur und wissenschaftliche Abhandlungen handelte – das kulturelle und zivilisatorische Erbe der verschwundenen Menschheit.

In der einen Wand eingelassen war ein Fach, durch eine Metalltür verschlossen. Wieder ein schmales Loch für den Schlüssel, den man selbst anfertigen mußte.

Mark ahnte, daß in dem Tresor die Antwort auf viele seiner Fragen lag. Aber es gab ein anderes Problem: Sollte er Gerald von seinem Fund berichten oder nicht?

Er beschloß, alle Heimlichkeiten aus dem Spiel zu lassen und mit offenen Karten zu spielen.

### 3.

»Eine fundamentale Entdeckung!« rief Dr. Gerald aus, als sich der Tresor mit dem selbstangefertigten Schlüssel öffnete. Sie hatten diesmal fast drei Stunden gebraucht, ehe er paßte. Das Schloß war komplizierter als jenes, das den Energieraum absicherte. »Die Geschichte bis zum Tage Null!«

Der Inhalt des höchstens einen Kubikmeter großen Tresors bestand aus Aktenstücken, Zeitungsbündeln, Büchern, einigen Filmrollen und einem Projektor. Daneben stand ein Tonbandgerät mit voller Spule. Gleich vorn war wieder eine der bekannten Metallplatten mit eingravierter Schrift. In fünf Sprachen stand darauf zu lesen: »Zu Ihrer Information!«

Das war alles.

»Sind Sie sicher, Gerald, daß wir nun erfahren, was geschehen ist? Die Zeitungen dort ...«

Der Physiker nahm eins der Bündel heraus und deutete auf das Datum.

»Sehen Sie nur, Mark! Der 7. Januar 2128! Das heißt, wir lagen schon seit einhundertdreißig Jahren im Tiefschlaf, als diese Zeitung erschien. Wir werden erfahren, was unsere relative Zukunft brachte, die heute längst Vergangenheit ist.«

Er wollte die Zeitung aus dem Packen ziehen, aber Mark legte seine Hand auf seinen Arm.

»Warten Sie, Gerald, ich halte es für besser, wenn wir chronologisch vorgehen.«

»Sie haben recht«, stimmte Gerald zu und legte die Zeitungen auf ihren Platz zurück. »Und wo ist der Anfang?«

»Das wird Zeit und Mühe kosten, aber wir werden es schaffen. Wir haben viel Zeit.«

Gerald nickte.

»Nach vierhundert Jahren kommt es auf ein paar Tage auch nicht mehr an. Hier unten sind wir sicher, und es ist besser, wir gehen aufgeklärt an die Oberfläche.«

Drei Tage später formte sich das Bild ...

Marks erste Vermutung bestätigte sich.

Die Welt war nicht durch Kriege oder durch eine Invasion aus dem Weltraum vernichtet worden, sondern ganz schlicht und einfach durch den Überkonsum der Gebrauchsgüter und vor allem durch die Dummheit der Menschen selbst.

Die Natur war meuchlings ermordet worden.

Schon in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts begann sich die Katastrophe abzuzeichnen. Es begann mit relativ harmlosen Anzeichen wie Verschmutzung des Wassers in allen Teilen der Welt. Auf den Ozeanen bildete sich allmählich eine hauchdünne Schicht von Schmieröl, das aus den abgeblasenen Tanks der großen Schiffe oder von versunkenen Frachtern stammte. Darunter hatten vorerst weder die Fische noch andere Tiere zu leiden, höchstens der Mensch, wenn er klares Wasser zum Baden wünschte. Aber die Ölschicht beeinträchtigte die natürliche Verdunstung des Wassers und bewirkte in allen Teilen der Welt schönes Wetter und dadurch bedingte Trockenheit. Daraus folgte ein Absinken des Grundwasserspiegels. Die steigenden Temperaturen wiederum hatten Orkane und Unwetter zur Folge.

Der Meeresspiegel stieg zwangsläufig an. Hinzu

kam, daß täglich eine Million Düsenflugzeuge die Atmosphäre systematisch vergifteten. Stickstoff und Kohlendioxyd nahmen zu und verhinderten den vollen Eintritt der Sonnenbestrahlung. Trotzdem verursachten sie ein allmähliches Ansteigen der Durchschnittstemperatur und damit ein Abschmelzen der Gletscher im Norden und Süden. Während ganze Teile der Antarktis eisfrei zu Tage traten, wurden große Flächen von Europa, Asien und Amerika überflutet.

Das jedoch war erst der Anfang.

Die eigentliche Ursache war die Bequemlichkeit des Menschen.

Insektenvertilgungsmittel vergifteten alle Nahrungsmittel, ob es sich um Fisch, Fleisch oder Pflanzen handelte. Das Gift unterlag keiner chemischen Umwandlung, es wanderte von Träger zu Träger, bis es im Menschen landete. Und nichts konnte das Gift vernichten. Es blieb, und es wurde immer mehr. Es nahm Überhand, während jene Insekten, die es töten sollte, in wenigen Generationen – also einigen Monaten – immun wurden.

Man wußte nicht mehr, wohin mit dem Abfall, insbesondere mit den bequemen Plastikprodukten. Selbst bei angeblich völliger Beseitigung durch entsprechende Verbrennungsanlagen verursachten sie Rückstände, die einfach in die Atmosphäre geblasen wurden – in eine Atmosphäre, die sich nur noch zum Vegetieren eignete, aber nicht mehr zum Leben.

Luft und Wasser wurden Mangelware.

Die Welt begann zu ersticken.

Alle Appelle verhallten nutzlos. Es gab Länder, die in ihrer Not, den Müll in die Meere schütteten und

regelrechte Autofriedhöfe auf dem Grund des Ozeans errichteten. Dreitausend Meter, so glaubten sie, sei eine Ewigkeit von ihnen entfernt. Man sah das Chaos nicht, aber es kehrte zu ihnen zurück. Zuerst stieg das in den Motoren noch vorhandene Öl an die Oberfläche, dann der gesammelte Dreck und schließlich der zu Giftstoffen zersetzte Lack. Später, als kleine Atomreaktoren in Betrieb genommen wurden und die Autos noch schneller starben, wurden die Meere radioaktiv verseucht.

Vernünftige Nationen wrackten die Autos ein, aber die Methode war teuer und zeitraubend. Autos konnten schneller fabriziert als vernichtet werden.

Selbst Kleinigkeiten trugen zum Untergang bei.

Es gab bald keine einzige Glas- oder Plastikflasche mehr, die zum zweiten Mal verwendet wurde. Man warf sie weg. Ganze Täler füllten sich mit Müll und verseuchten das Grundwasser. Um es wieder zu reinigen, wurden mehr finanzielle Mittel benötigt, als notwendig gewesen wären, das Unheil von vorneherein zu verhindern.

Das dauerte fast hundert Jahre.

Dann begann sich das Ende schnell und abrupt abzuzeichnen, und es war zu spät, etwas dagegen zu unternehmen.

Der Sauerstoffgehalt der irdischen Atmosphäre nahm rapide ab und konnte nicht mehr ersetzt werden, denn es gab keine Wälder und keine großen Grünflächen mehr. Hunderte von Tierarten waren bereits ausgestorben, und eigentlich waren es nur die Insekten, die durch den Tod der Welt profitierten. Sie verdankten das ihrem extrem schnellen Generationswechsel und ihrer unglaublichen Anpassungsfähigkeit.



Die Einsicht kam zu spät.

Im Jahre 2140 starteten zwar noch immer Raumschiffe zu den benachbarten Sonnensystemen, aber bisher war noch keines von ihnen zurückgekehrt. Funkbotschaften besagten, daß man bewohnbare Planeten entdeckt und besiedelt hatte. In einigen Jahrhunderten würden auch sie das gleiche Schicksal erleiden wie die Erde, falls man nicht gelernt hatte. Es gab jedoch zuwenig Raumschiffe, um die gesamte Bevölkerung der Erde einfach zu evakuieren.

In diesen Jahren wurde das ständige Tragen von Sauerstoffmasken zur Lebensnotwendigkeit. Sie gehörten zu den letzten sozialen Leistungen der menschlichen Gesellschaft und wurden kostenlos ausgeteilt.

Längst gab es eine Weltregierung, aber sie war machtlos gegen die Natur, die sich zu rächen begann für das, was man ihr angetan hatte.

Als die Sonne am hellen Tag nur noch in zartem Rosa schien, war das Ende gekommen.

Und nichts, aber auch gar nichts, konnte es aufhalten.

Es gab unterirdische Städte mit künstlicher Luftversorgung, es gab gewaltige synthetische Nahrungsmittelfabriken und Reinigungsanlagen für die letzten Wasservorräte, ja, man versuchte sogar, aus der vergifteten Luft Wasser herzustellen, aber es half alles nichts mehr.

In diesem Stadium der Endentwicklung entsann man sich der Schlafenden in den Kältelaboratorien. Sie hatten von der grausigen Veränderung nichts gespürt, obwohl sie lebten, wie die Meßinstrumente anzeigten. Sie benötigten keine Luft zum Atmen und

keine Nahrung. Sie waren nicht vergiftet worden.

Nur sie garantierten den Fortbestand der Menschheit, denn ihre Gene waren noch sauber und unverdorben.

Im Auftrag der Weltregierung sorgte ein Team erfahrener Wissenschaftler für die »Umbettung« der Vereisten in eine neue Anlage, die nach modernsten Erkenntnissen eingerichtet worden war. Dort sollten sie geweckt werden, wenn die Atmosphäre wieder sauber war. Eine entsprechende Vorrichtung wurde in das Hauptgebäude installiert und mit der Weckautomatik verbunden.

Vier oder fünf Jahre später hörten die Informationen auf.

Im Jahre 2150 ging die Welt unter.

Nur die Eingefrorenen überlebten, und in den entlegenen Gebirgstälern der großen Kontinente zogen sich die naturgewohnten Einsiedler in die restlichen Wälder und in Höhlen zurück.

Damit endete die Information.

Mark und Gerald wußten nun, was geschehen war, aber damit war die Frage noch immer nicht geklärt, wie die noch Schlafenden geweckt werden konnten. In dieser Hinsicht hatten sie nicht den geringsten Hinweis entdecken können.

Das gefundene Material war außerdem so umfangreich, daß sie es in den drei Tagen nur unvollständig hatten durcharbeiten können. Mit den Einzelheiten des menschlichen Selbstmordes hätten sie sich noch Wochen und Monate beschäftigen müssen.

»Es war nicht allein der Entzug des Sauerstoffs aus der Atmosphäre«, sagte Gerald, als sie an diesem

Abend zusammen aßen. »Es waren auch die chemischen Zusätze bei Lebensmitteln, Getränken und Kosmetika. Vor allen Dingen war es der Schmutz mit seinen Giften, der durch Millionen von Schloten ausgestoßen wurde und die Luft verpestete. Die Autos mit den Verbrennungsresten der Benzinmotoren – Kohlenmonoxyd, Kohlenwasserstoff und die äußerst giftigen Bleiverbindungen. Es gibt tausend verschiedene Ursachen für den Tod der Menschheit, und man hat das gewußt.«

»Man sprach einst von der Bevölkerungsexplosion ...«

»Die wird es auch gegeben haben, aber was nützen Nachkommen, und mögen sie noch so zahlreich sein, wenn sie das Gift ihrer Eltern bereits bei der Geburt im Körper haben? Die Gene wurden verändert, es entstanden Mutationen, die nicht überleben konnten.«

Mark betrachtete nachdenklich seinen geleerten Teller.

»Wo mag es noch andere Kältelabors geben – *wenn* es welche gibt? Sind wir die einzigen, die den Untergang überlebten, abgesehen von den Kannibalen an der Oberfläche?«

»In dieser neuen Welt, Mark, sind die Entfernungen wieder größer geworden. Es sind unvorstellbare Schwierigkeiten zu überwinden, wenn wir auch nur den Kontinent durchqueren wollen. Es gibt unterwegs so gut wie keine Ernährungsmöglichkeiten, wenigstens konnte ich auf meiner kurzen Wanderung keine entdecken. Raubtiere sind mir nicht begegnet, aber einmal, als ich schlief, wurde ich von einer Ameise überfallen. Ihre Länge betrug vierzig Zentimeter.«

Mark starrte ihn an.

»Vierzig Zentimeter ...?«

Gerald nickte.

»Es wird noch andere Insekten geben, die uns gefährlich werden können. Jene Chemikalien, die uns Menschen mit der Zeit vergifteten, machten sie stark und widerstandsfähig. Die Kannibalen jedoch beweisen, daß es immerhin Gruppen von Menschen gegeben hat, die den Untergang überlebten und sich fortpflanzten. Ich nehme an, daß sich die Natur zu erholen begann, als die Zivilisation gestorben war. Mit dem Verschwinden des Menschen begann die Regenerierung der Atmosphäre.«

Mark schob seinen Teller an den Tischrand.

»Und das hier, unser Abfall, die leeren Flaschen ...? Wir werfen sie einfach in den Mülldesintegrator. Fangen wir nicht schon wieder dort an, wo alles andere endete?«

»Nein, Mark! Als sich das Ende abzuzeichnen begann, wurden anscheinend einige vernünftige Erfindungen gesetzlich eingeführt, allerdings zu spät. Unser Desintegrator hier vernichtet jeglichen Müll. Er wandelt ihn molekular um, und ich hege sogar den Verdacht, daß unsere saftigen Steaks einst vielleicht Flaschen oder Pappsteller gewesen sind. Ein Kreislauf also. In diesem Fall wäre die Chemie zum Segen der Menschheit eingesetzt worden und wird es noch. Nur kam das alles zu spät. Es war ja teuer, nicht wahr?«

»Das Leben war teurer und wertvoller«, murmelte Mark beeindruckt.

»Natürlich, aber das sah man erst ein, als es bedroht wurde.«

Eine Weile saßen sie schweigend da. Jeder hing

seinen eigenen Gedanken nach, aber sie waren identisch. Gerald sprach es schließlich aus:

»Wir müssen die anderen wecken, Mark. Wir beide allein können keine neue Zivilisation gründen, auch nicht zusammen mit den Kannibalen, deren Gene das Erbe der Vergangenheit in sich tragen. Aber wir müssen wissen, was zu tun ist. Wir dürfen keinen einzigen Fehler begehen. Irgendwo liegen die wissenschaftlichen Unterlagen, die wir finden müssen. Vielleicht liegen sie hier bei uns, und wir haben sie noch nicht gefunden. Aber das glaube ich nicht. Die ganze Anlage hier deutet auf Vollautomatik hin. Vielleicht zerbrechen wir uns ganz umsonst den Kopf, und sie werden erwachen, einer nach dem anderen. Es ist aber auch möglich, daß unser Erwachen ein Zufall gewesen ist, der sich nicht mehr wiederholt. Dann müssen wir nachhelfen – aber wie?«

»Wo sollte es derartige Unterlagen noch geben – nach Hunderten von Jahren?«

»In den Forschungszentren, Mark. Ich weiß nicht, wo wir sind, zugegeben, aber fünfzig Kilometer nördlich ist eine Stadt – oder das, was einmal eine Stadt war. Ich kenne sie nicht, aber wir sollten Hinweise finden. Die Landschaft hat sich verändert, die ganze Welt scheint sich verändert zu haben. Wir müssen suchen, dann werden wir auch finden.«

Mark deutete gegen die glänzende Metalldecke.

»Und die Gefahren dort oben? Wir haben einen Revolver und eine Pistole, das ist alles. Vielleicht liegen noch mehr Waffen in den Fächern, aber wir können sie nicht öffnen. Man hat uns als Erbe Saatgut und Geräte hinterlassen, aber keine einzige Waffe.«

»Sicherlich mit gutem Grund«, vermutete Gerald.

»Jene, die uns das Leben erhielten, dachten an die Zukunft der Menschheit, die am Ende war. Sie gaben uns deshalb keine Waffen, weil wir anders beginnen sollten als sie.«

»Ohne eine Waffe können wir überhaupt nicht beginnen, nicht in der jetzigen Welt.«

»Richtig! Also werden wir uns Waffen herstellen. Wir haben die Mittel dazu.«

Drei Tage benötigten sie, um das Repetiergewehr fertigzustellen. Sowohl die Werkstätten wie auch die sorgsam untergebrachten Rohstoffe zur Herstellung des Schießpulvers ließen darauf schließen, daß die »Planer« an jede nur denkbare Möglichkeit gedacht hatten.

Gerald wog das Gewehr abschätzend in der Hand.

»Es hat ein Magazin mit zwanzig Schuß, automatisch. Ich denke, es genügt für die Expedition. Wir wollen nicht unsere beiden Handwaffen vergessen. Allerdings steht noch nicht fest, wie es mit der Zielsicherheit bestellt ist. Gehen wir nach oben und veranstalten ein Preisschießen?«

»Kein Einwand«, gab Mark sein Einverständnis. »Vielleicht erblicken wir eine Ihrer Ameisen.«

Es war heller Tag, als sie nach oben kamen. Vorsichtshalber hatten sie den Strom eingeschaltet, denn sie wußten noch nicht, wie weit sie sich von »ihrem Haus« entfernen würden. Und wenn sie den Eingang ständig im Auge behalten wollten, verloren sie an Bewegungsfreiheit.

Es mußte Frühling sein, denn einige der Gräser blühten. In der warmen, sauberen Luft war ein undefinierbarer Duft, den Mark von »früher« her kannte.

Wenn er bei seinen Verwandten auf dem Land gewesen war, hatte er diesen Duft oft gerochen. Er erinnerte an Heu und Ernte.

Vor vierhundert Jahren etwa ...?

Die flachen Hügel im Osten konnten das am Horizont liegende Gebirge nicht verdecken. Sie mochten etwa zwanzig oder dreißig Kilometer entfernt sein.

»Das sind die Höhlen der Kannibalen«, sagte Gerald, als er Marks suchenden Blick bemerkte. »Der Weg ist nicht beschwerlich, aber ich sehe keinen Vorteil, wenn wir dorthin gehen. Wir müssen nach Norden. In fünfzig Kilometer Entfernung ist eine größere Stadt gewesen, aber ich habe sie ja nur von weitem gesehen. Vielleicht finden wir heraus, welche Stadt es war.«

»Fünfzig Kilometer ...«, meinte Mark, »sind eine hübsche Wanderung. Leider – so glaube ich wenigstens – bin ich früher noch nie in dieser Gegend gewesen. Die Landschaft hat sich verändert. Ob es San Francisco sein könnte oder Los Angeles?«

Gerald zuckte die Schultern.

»Keine Ahnung, aber beide Städte haben ihre landschaftlichen Eigenarten, die sich auch nach vierhundert Jahren nicht verändert haben können. Außerdem befinden sich Karten unten in der Bibliothek. Wir können vergleichen.« Er deutete in Richtung der Sonne. »Sie steht nicht sehr hoch, aber das bedeutet nicht viel. Es kann Frühling sein, oder wir halten uns nördlicher auf, als wir annehmen. Im Westen ist das Meer, das weiß ich. Wir sind also an der Küste des Pazifiks.«

»Wie weit ist das Meer entfernt?«

»Vier oder fünf Kilometer, nicht mehr.«

»Wenn wir an der Küste entlangwandern ...«

»Nach Norden? Dann gelangen wir zu den Resten der Stadt.«

Mark klopfte auf den metallenen Schaft des Gewehrs.

»Probieren wir es aus, Gerald?«

Der Physiker nickte zustimmend.

»Ja, natürlich. Aber nur fünf Schuß jeder. Es ist anstrengend genug, die Munition herzustellen, aber wenn die Form stimmt, haben wir keinen Ärger mehr. Wenn ich an die beiden ersten Laufkrepierer denke ...«

Mark hob die Waffe, deren Magazin voll gefüllt war. Er sah sich nach einem Ziel um. In einiger Entfernung stand ein einzelner Baum mit kahlen Ästen.

»Wenn Sie den treffen, können wir zufrieden sein«, murmelte Gerald. »Sind Sie ein guter Schütze?«

»Leidlich«, sagte Mark und legte an. »Hoffentlich fliegt mir das Schloß nicht um die Ohren.«

»Alles genau berechnet«, beruhigte ihn Gerald. »Es kann nichts mehr passieren.«

Mark zielte einfach auf den Stamm und drückte ab.

Der Rückstoß war erträglich. Ohne zu überlegen schoß Mark noch viermal, dann erst setzte er die Waffe ab.

»Das ging ja gut«, sagte er. »Sehen wir nach?«

Das Baum war etwa fünfzig Meter entfernt, und sie zählten vier Einschüsse. Ein Ergebnis, mit dem sie zufrieden sein konnten.

»Ausgezeichnet«, lobte Gerald und nahm Mark das Gewehr aus der Hand. Sie gingen zur Pyramide zurück. »Jetzt werde ich es mal versuchen. Wichtig ist, das Ding funktioniert, und zwanzig Schuß ohne Nachladen sind auch kein Pappenstiel.«



Er hatte drei Treffer, der vierte Schuß hatte die Rinde gestreift.

»Auch nicht übel, Gerald. Mit dem Gewehr werden wir uns die Wilden vom Hals halten können, und Ihre sagenhaften Ameisen auch.«

»Sie glauben wohl nicht so recht an ihre Existenz?«

»Ich möchte wenigstens eine sehen, ehe ich ...«

Gerald deutete nach oben in den klaren, blauen Himmel.

»Der Punkt dort oben – können Sie ihn sehen?«

Mark beschattete seine Augen mit der Hand.

»Ja, ein Vogel. Was ist damit?«

»Es ist kein Vogel, Mark. Eine Fliege vielleicht, oder gar eine Hornisse. Es gibt kaum noch Vögel, nur noch einige kleinere Arten, die sich retten konnten. Die Insekten haben die Vögel fast restlos vertilgt.«

Mark sah Gerald erschrocken an.

»Das da oben – ein Insekt?«

»Ja, so groß wie Ameisen, sogar noch größer. Und gefährlicher. Sie werden uns angreifen, sobald wir ohne Deckung sind. Zum Glück sind sie fast steril und vermehren sie kaum. Sonst wäre die Oberfläche der Erde von ihnen bedeckt – wenn sie Nahrung fänden.«

## 4.

Gerald nahm den Rucksack ab, den er seit dem frühen Morgen schleppte. Mit einem Seufzer der Erleichterung setzte er sich unter den Baum. Von der Anhöhe hatte man einen freien Blick auf das Meer, dessen Strand kaum zwei Kilometer entfernt war.

»Pause!« sagte er kategorisch. »Wir haben mindestens zehn Kilometer zurückgelegt, und wenn Sie mich fragen, so werde ich Ihnen antworten, daß ich für die nächste Stunde die Nase voll habe.«

Mark setzte sich neben ihn. Er behielt das Gewehr in der Hand.

»Seien Sie beruhigt, ich auch. Ich löse Sie dann ab.« Er deutete auf den Rucksack. »Essen wir?«

Gerald schüttelte den Kopf.

»Nur im Notfall. Lieber schleppe ich das Zeug quer durch Amerika, ehe ich verhungere. Vielleicht finden wir ein Tier, das sich über einem Feuer braten läßt. Oder einen Fisch. Die wenigstens sollte es noch geben.«

»Zwei Kilometer bis zum Strand«, machte Mark ihn aufmerksam.

»Wir marschieren ab hier ohnehin am Strand entlang, den Weg kenne ich. Treibholz für ein Feuer gibt es dort genug. Und wir bringen es auch fertig, einen Fisch zu fangen, wenn es einen gibt.«

»Notfalls schießen wir ihn«, sagte Mark und streckte sich im Schatten des Baumes aus.

Früh am Morgen hatten sie ihre Pyramide verlassen und den Strom eingeschaltet. Haltbare Nahrungsmittel befanden sich im Rucksack, dazu einige

Flaschen mit Wein und Bier, falls man keine Quelle finden sollte. Gerald war davon überzeugt, daß fast alle Bäche und Flüsse wieder trinkbares Wasser führten. Für das Gewehr waren hundert Schuß Munition hergestellt worden. Revolver und Pistole waren geladen.

Hoch am Himmel zogen vier Punkte ihre regelmäßigen Kreise. Mark setzte den Feldstecher an die Augen; sie hatten ihn in einer der Werkstätten gefunden. Er runzelte die Stirn.

»Sie könnten recht haben, Gerald, das sind keine Vögel. Ich würde sie für stark vergrößerte Wespen halten.«

»Raubwespen!« Gerald sah nicht einmal hoch. »Sie suchen ihre Beute, und wenn wir Pech haben, halten sie uns dafür.«

»Wie groß sind sie?«

»Vielleicht einen halben Meter, mit einem Meter Flügelspannweite. Mit dem Gewehr können wir sie abschießen, wenn sie angreifen.«

Sie rasteten eine gute halbe Stunde, dann machten sie sich wieder auf den Weg. Das Gelände fiel zum Strand hin sanft ab. Sand verdrängte das Gras, und dann standen sie endlich vor den anrollenden Wogen des Pazifiks. Das Wasser war warm und glasklar.

Sie gingen weiter nach Norden, bis sie eine kleine Bucht erreichten.

Hier wagten sich auch die Fische bis dicht ans Ufer.

»So, nun schießen Sie mal!« forderte Gerald seinen Gefährten auf. »Ich bin mehr für eine Angel.«

»Wo gibt es die? Im nächsten Laden?«

»Nein.« Gerald kramte in seinen Taschen. »Ich habe an eine Möglichkeit wie diese hier gedacht. Suchen

Sie inzwischen drüben unter den Steinen. Vielleicht gibt es noch Würmer.«

Während Gerald den Angelhaken befestigte, drehte Mark einige Steine um. Er fand in der Tat einige Würmer.

Noch während er ein Feuer entfachte, zog Gerald den ersten Fisch aus dem Wasser.

Sie fingen insgesamt sieben Stück und konnten nun sicher sein, nicht verhungern zu müssen, solange sie sich in der Nähe des Meeres aufhielten. Allerdings mußten sie die schmackhafte Fischmahlzeit mit sieben wertvollen Patronen bezahlen.

Mark hatte gerade Sand auf das verglimmende Lagerfeuer geschüttet, als ihm Gerald, der in den Felsen herunkletterte, zurief:

»Das Gewehr – schnell! Sehen Sie nach oben ...!«

Die vier Punkte stürzten steil nach unten, genau auf sie zu, und wurden schnell größer. Mark dachte zuerst an seine Pistole, aber dann schienen ihm zwanzig Schuß doch sicherer zu sein als nur acht. In vier oder fünf Sprüngen legte er die kurze Entfernung zum Lagerplatz zurück und griff nach dem Gewehr.

Mark richtete den Lauf auf den größten der Angreifer, und noch während er ihn ins Visier rückte, mußte er feststellen, daß Gerald recht hatte. Das Tier sah wirklich wie eine riesige Wespe aus.

Er traf mit dem zweiten Schuß. Der Kopf des Angreifers platzte auseinander, und die Wespe stürzte nicht weit vom Feuer entfernt in den Sand.

Zwei weitere konnte Mark sofort erledigen, nur mit der letzten hatte er einigen Ärger. Es war, als hätte das Tier durch den Tod der drei anderen bereits gelernt. Im Zickzackflug umkreiste es die Bucht, flog

Scheinangriffe und wartete auf einen geeigneten Moment, den tödlichen Giftstachel in das Opfer stoßen zu können.

Eine plötzliche Erinnerung an das »Leben vorher« durchzuckte Mark. Zusammen mit seinem Onkel hatte er einmal das Nest von Hornissen ausgeräuchert. Sie trugen Gesichtsmasken, aber trotz dieses sicheren Schutzes hatte ihn Panik ergriffen, als die aufgescheuchten Insekten auf ihn zuschwärmten und ihn angriffen.

Sie rächen sich noch heute, dachte Mark voller Entsetzen, als das riesige Insekt zum entscheidenden Angriff ansetzte und flach über den Strand auf ihn zuschoß.

»Feuern!« brüllte Gerald und kam herbeigelaufen. In seinen Fäusten schwang er einen Knüppel. »Nicht zu nahe herankommen lassen! Der Stich muß tödlich sein!«

Mark zielte diesmal sorgfältiger, und als die Wespe nur noch zehn Meter entfernt war, drückte er ab.

Diesmal traf er genau in den Kopf.

Vor seinen Füßen klatsche der Kadaver in den Sand.

Gerald kam herbei. Er bückte sich. Als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht ernst und sorgenvoll.

»Wir wissen nicht, wie viele es von ihnen gibt, aber gnade uns Gott, wenn mal ein ganzer Schwarm über uns herfällt. Dann sind wir rettungslos verloren. Sehen Sie nur, Mark! Der Stachel ist zehn Zentimeter lang und scharf wie ein Messer.«

»Dann lieber noch die Kannibalen«, erwiderte Mark tonlos.

»Ganz Ihrer Meinung!« Er sah hinauf in den Himmel. »Beenden wir die Mittagspause? Wir wollen ein Stück weiter kommen und auch noch einen sicheren Platz für die Nacht finden.«

Das Gelände in Küstennähe wurde unwegsam und wild. Notgedrungen mußte sie sich einige hundert Meter vom Meer entfernen, kamen jedoch schnell und mühelos voran. Einmal überquerten sie einen fußtiefen Fluß, der klares, frisches Wasser führte. Sie tranken sich satt und füllten eine der leeren Flaschen nach.

Im Norden lag eine flache Hügelkette.

»Wir sollten dort übernachten«, riet Gerald, der die Strecke bereits kannte. »Von dort aus können wir sogar die Stadt sehen – oder das, was von ihr übrig blieb. Menschen habe ich nicht bemerkt.«

»Kannibalen, meinen Sie?«

»Was sonst? Ich könnte mir gut vorstellen, daß einige von ihnen in den Ruinen der Stadt leben. Es muß eine große Stadt gewesen sein, soviel konnte ich aus der Ferne feststellen. Sie lag an einer langgestreckten Bucht – aber es gab Tausende solcher Buchten am Pazifik. Wäre es wenigstens Monterey!«

»Das wäre ein unglaublicher Zufall, Gerald, und wir sollten es uns abgewöhnen, an Zufälle zu glauben.«

»Ich meine, es wäre gar nicht ein so großer Zufall, Mark. Die Leitung unseres Braintrusts saß in Monterey, und warum sollte man uns eine Gegend verlegt haben, die davon einige hundert oder tausend Kilometer entfernt ist?«

Es dämmerte bereits, als sie den Fuß der nördlichen Hügelkette erreichten, hinter der die Bai lag. Ohne

Pause gingen sie weiter bis zum höchsten Punkt, der ihrer Schätzung nach zwei- oder dreihundert Meter hoch war. Der Anblick, der sich ihnen bot, lohnte die Anstrengung.

Die »Stadt« bestand aus ziemlich regelmäßig geformten Gebilden, die an die Bauten von riesenhaften Termiten erinnerten. Einige waren höher als die anderen und so auch deutlicher erkennbar. Im Feldstecher zeigte sich, daß sie ausnahmslos mit Vegetation bedeckt waren. Die ehemaligen Straßenzüge waren noch deutlich unter dem Gras zu erkennen. Gradlinig verliefen sie zwischen den bewachsenen Ruinen und endeten im Meer.

Gerald, der das Gewehr nun trug, war ein Stück vorausgegangen und winkte.

»Mark, kommen Sie her! Ich glaube, einen besseren Lagerplatz für die Nacht finden wir nicht mehr.«

Mark legte den Rucksack ab und sah sich um. Gerald hatte in der Tat eine gute Wahl getroffen. Die kleine Mulde war von Steinbrocken umgeben und erinnerte an eine Festung. Genau in der Mitte hatte sich Regenwasser angesammelt und bildete einen winzigen, klaren See. Holz gab es Hülle und Fülle. Gerald bemerkte Marks suchende Blick und schüttelte den Kopf.

»Kein Feuer in dieser Nacht«, warnte er. »Wir werden von unseren Vorräten essen. Es ist zu gefährlich hier oben. Der Schein wäre kilometerweit zu sehen.«

»In der Mulde?«

»Ja, auch in der Mulde. Erst wenn der Mond herauskommt, wäre es vielleicht möglich, ein kleines Feuerchen zu entfachen, damit wir nicht frieren.«

»Mond?« Mark setzte sich. »Ob es uns möglich sein

wird, mit Hilfe des Mondes und der Gestirne eine genaue Datumsbestimmung vorzunehmen? Zumindest das Jahr sollten wir doch bestimmen können.«

»Entsprechende Literatur ist vorhanden, wie ich mich erinnere. Aber ich bin kein Astronom und verstehe nicht viel von dieser Materie. Wie steht es mit Ihnen?«

»Nicht viel besser, aber vielleicht gelingt es uns, einen Astronomen aufzuwecken, sobald wir die Anweisungen gefunden haben.«

»Sie sind ein Optimist«, lachte Gerald.

Mark blieb ernst.

»Sie nicht?«

»Doch, natürlich. Sonst stünde ich jetzt nicht mit Ihnen hier auf diesem Berg. Richten wir uns für die Nacht ein, es wird bald dunkel werden. Morgen haben wir einen langen und schweren Tag vor uns. Wir wühlen dann in einem Heuhaufen und suchen nach einer Nadel, von der wir nicht wissen, ob es sie gibt.«

Schweigend verzehrten sie ein kaltes Steak und tranken von dem frischen, kühlen Wasser des Teiches. Zum Abschluß öffnete sie noch eine Flasche Bier und tranken auf ihren Erfolg am kommenden Tag.

Sie rollten sich in ihre Plastikdecken, das geladene Gewehr zwischen sich und die Handfeuerwaffen schußbereit.

Gegen Mitternacht wachte Mark plötzlich auf.

Der Halbmond erhellte die Landschaft nur dürftig, und es war empfindlich kalt geworden. Trotz der isolierenden Decke fror Mark. Jetzt hätte er gern ein Feuer gemacht, aber in dem ungewissen Dämmerlicht wirkte die Landschaft auf der Bergkuppe noch un-



heimlicher und gespenstischer als sonst. Außerdem glaubte er, durch ein Geräusch aufgewacht zu sein.

Vorsichtig rollte er sich aus der Decke.

»Bleiben Sie ruhig liegen«, warnte Gerald plötzlich. »Ich habe es auch gehört. Jemand – oder etwas – kommt den Hang von Norden her hoch. Er kann uns niemand gesehen haben, also hat man uns gewittert. Insekten haben einen hervorragenden Geruchssinn.«

»Ameisen?« flüsterte Mark erregt und entsicherte seine Pistole. Gerald hatte nach dem Gewehr gegriffen.

»Vielleicht – wir werden es bald wissen. Der Rand der Mulde hebt sich gegen den helleren Himmel ab, achten Sie darauf.«

Unhörbar entledigte sich nun auch Gerald seiner Decke. Er legte sich auf die Seite, das Gewehr schußbereit vor sich.

Wieder das kratzende, schabende Geräusch, diesmal näher.

»Es können nicht mehr als drei oder vier Stück sein«, hauchte Gerald. »Das habe ich schon einmal erlebt. Sie greifen in Gruppen an, zum Glück nicht in ganzen Horden. Sie besitzen einen gewissen Grad an Intelligenz. Also vorsichtig! Wir dürfen sie auf keinen Fall unterschätzen.«

Mark hatte den Rand der Mulde nicht aus den Augen gelassen.

»Da oben – ist das eine ...?«

Gerald folgte Marks Zeigefinger und nickte. Sorgfältig zielte er auf den Schatten, nur wenige Meter entfernt, dann drückte er ab. In der Mulde dröhnte der Schuß, als sei eine Granate explodiert. Der Schatten auf dem Felsen war verschwunden.

»Los, hoch zum Rand!« rief Gerald und sprang auf.  
»Da sehen wir sie besser ...«

Das Gelände war trotz vereinzelter Felsbrocken relativ übersichtlich. Auf den ersten Blick konnte Mark mindestens zehn etwa fußlange Insekten erkennen, die eilig Deckung suchten. Zwei Stück von ihnen erschoss er mit der Pistole, drei andere fielen Gerald's Gewehr zum Opfer. Die restlichen verschwanden hinter Steinen und Büschen.

»Die kommen zurück«, prophezeite Gerald und lud das Magazin nach. »Bestimmt von der anderen Seite. Gehen Sie hinüber, Mark.«

»Mit dem Schlafen wird es vorbei sein, nehme ich an.«

»Da haben Sie recht. Außerdem können wir nur das Feuer anzünden, davor haben sie Angst.«

»Und die Kannibalen?«

Gerald machte eine wegwerfende Bewegung.

Schnell entzündete Mark das bereitgelegte Holz und kroch dann auf den südlichen Rand der Mulde. Nichts auf dem Hang bewegte sich, aber dann bemerkte er etwas Dunkles, das er zuerst für einen Stein gehalten hatte. Es kam langsam auf ihn zugekrochen.

Der Mondschein war hell genug. Es war in der Tat eine riesige Ameise mit unheimlichen Beißzangen und glitzernden Augen. Mark entsann sich, daß schon die kleinen, roten Waldameisen unangenehm werden konnten, wenn sie sich angegriffen fühlten. Wie gefährlich mußten sie erst sein, wenn sie das Tausendfache ihres ursprünglichen Gewichtes besaßen ...?

Als der Angreifer noch drei Meter entfernt war, schoß er.

Auch Gerald's Gewehr meldete sich mehrmals, dann war Ruhe. In der Mulde flackerte das Feuer.

»Sie sind erledigt«, rief Gerald von der anderen Seite herüber. »Den ersten Angriff haben wir abgeschlagen. Ich bin überzeugt, daß die entflohenen Ameisen ihren Stamm alarmieren. Es gibt nicht mehr viel Fleisch auf dieser Welt. Erstaunlich, daß sie sich noch nicht auf vegetarische Kost umgestellt haben.«

»Sie werden immer Nahrung finden, davon bin ich jetzt überzeugt«, sagte Mark und schauderte zusammen. Er lud seine Waffe nach. »Kannibalen und Ameisen – ob sie sich gegenseitig auffressen?«

Langsam nur vergingen die Stunden, dann begann endlich im Osten über den fernen Hügeln der Morgen zu grauen.

Sie überzeugten sich davon, daß keine Ameisen in der Nähe waren und auf eine gute Gelegenheit zu einem Überfall warteten, dann nahmen sie ihre Sachen und begannen mit dem Abstieg zur Ebene, die der »Stadt« vorgelagert war.

Das eigentliche Meer lag weit links im Westen, die Bucht genau vor ihnen hinter der Stadt.

»Das war eine Straße dort«, sagte Mark plötzlich und deutete nach vorn. »Wenn wir ihr folgen, kommen wir in die Stadt.«

Sie kamen an flachen Hügeln vorbei. Einige Mauerreste verrieten ihnen, daß es sich um eingefallene Häuser handelte.

Die fernen Ruinen wurden langsam größer, während die Sonne höher stieg. Sie waren noch fünf Kilometer von der Stadt entfernt, als Gerald plötzlich stehenblieb und seine Augen beschattete. Er sah nach Osten.

Auch Mark hatte die Bewegung in der Ferne erkannt.

»Menschen?« fragte er beklommen.

»Sieht so aus. Es müssen vier oder fünf sein. Sie scheinen ebenfalls zur Stadt zu wollen, haben uns aber noch nicht bemerkt. Ich glaube, wir ignorieren sie einfach, oder haben Sie Lust, sich hier tagelang versteckt zu halten?«

»Und wenn sie uns sehen?«

»Das ist früher oder später unvermeidbar. Je eher sie Respekt vor uns bekommen, desto besser für uns – und für sie. Die Hauptsache ist, sie fallen nicht über uns her, wenn wir gerade schlafen.«

Sie gingen weiter. Manchmal verloren sie die Gruppe der Wilden aus den Augen, wenn Bäume oder Erhebungen sich zwischen sie schoben, aber dann tauchten sie wieder auf. Einmal blieben sie stehen und sahen in ihre Richtung.

»Weitergehen«, sagte Gerald, als Mark langsamer wurde. »Sie sollen merken, daß wir uns nicht für sie interessieren. Nur wenn sie uns angreifen, erleben sie eine Überraschung.«

Die Sonne näherte sich dem Horizont, als sie einen flachen Hügel erreichten, den letzten vor der Stadt. Zwischen einigen Bäumen lagen verwitterte Betonklötze, zum Teil mit Gras und Moos überwuchert.

»Hier bleiben wir und beobachten die Wilden«, schlug Gerald vor und kam damit Marks unausgesprochener Bitte zuvor. Es hatte wenig Sinn, bei Dunkelheit in die Stadt einzudringen. »Außerdem können wir uns im Notfall gut verteidigen. Geben Sie mir bitte mal das Glas.«

Sie ließen sich zwischen den Blöcken nieder, die

Deckung nach allen Seiten boten. Gerald setzte das Glas an die Augen und sah eine Weile hindurch. Als er es wieder absetzte, war sein Gesicht nachdenklich.

»Sie tragen Waffen bei sich, Speere, Messer und Bögen. Dazu Korbgeflecht, so als wollten sie etwas transportieren, das sie in der Stadt zu holen gedenken. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es noch erhaltene Lagerhäuser mit Lebensmitteln oder Gebrauchsgegenständen gibt. Was also wollen sie aus der Stadt holen?«

»Morgen wissen wir es vielleicht«, meinte Mark müde und kramte im Rucksack herum. »Wir werden wohl wieder Wache schieben müssen, nehme ich an.«

»Natürlich, oder könnten Sie jetzt ruhig schlafen, wenn Sie nicht wüßten, daß jemand aufpaßt?«

Sie aßen. Abwechselnd nahmen sie den Feldstecher und sahen den Wilden nach. Die Gruppe hatte den Rand der Stadt erreicht und verschwand zwischen den Ruinen.

Es wurde dämmerig, und dann brach die Nacht an. Diesmal geschah nichts.

Aus der Nähe wirkte die Stadt wieder anders.

Sie war ein künstlich geschaffenes Gebirge, das sich die Natur zurückgeholt hatte. An manchen Stellen betrug die Erdschicht bereits mehrere Meter, Raum genug für die Wurzeln kräftiger Bäume. Dann wiederum traten glatte Mauern zutage und zerstörten die Illusion, es könne sich bei den Erhebungen nicht um das Werk intelligenter Lebewesen handeln. Die ehemaligen Straßen waren meterhoch mit Schutt und Erde bedeckt, aber sie zogen sich dennoch schnurgerade durch die gigantischen Termitenbauten, von de-

nen einige bis zu fünfzig Meter hoch sein mochten. Die obersten Stockwerke mußten abgebrochen und in die Tiefe gestürzt sein.

Es gab auch Öffnungen in den unregelmäßig geformten Überresten.

Mark betrachtete die Öffnungen mit besonderem Interesse.

Gerald sagte trocken:

»Ich weiß, was Sie denken, aber davon möchte ich vorerst abraten. Wissen Sie, was in diesen Termitenhügeln haust?«

Mark warf ihm einen fragenden Blick zu, sagte aber nichts.

Einmal sahen sie eine Ameise, die langsam über eine Schutthalde kroch und in einer Bodenspalte verschwand.

»Da haben Sie gleich die Antwort«, knurrte Gerald.

Mit schußbereiten Waffen arbeiteten sie sich mühsam durch das Trümmerfeld der Schlucht, die einmal eine Straße gewesen war. Sie erinnerte an einen Cañon, und die durchlöchernten Hänge, an den Seiten sahen aus wie verfallene Pueblosiedlungen.

»Ob es überall auf der Welt so ist?«

Gerald nickte.

»Ich bin davon überzeugt.«

»Wie wollen wir da finden, was wir eigentlich suchen? Die Karten sind nutzlos geworden, weil sich die Küste verändert hat, also werden wir auch nicht herausfinden, welche Stadt das hier einmal gewesen ist. Kennen Sie Monterey?«

»Genauso gut wie Sie, Mark. Aber nicht nur die Küsten, sondern auch die Städte haben sich in den hundertfünfzig Jahren verändert, in denen wir bis

zum Weltuntergang schliefen. Wenn wir nicht selbst einen Hinweis finden, können wir suchen, bis wir schwarz werden.«

»Ob wir nun die Anweisungen oder zumindest Forschungsberichte finden oder nicht, wir hätten diese Stadt in jedem Fall besucht. Wir verlieren nichts.«

»Höchstens Zeit. Außerdem müssen wir an die Schläfer denken.«

Fach Nummer 276 besonders, dachte Mark.

Sie bogen in eine Seitenschlucht ein, die ein wenig schmaler war als die erste. Ein wenig später erreichten sie einen fast runden Platz – wenigstens schien es einst ein Platz gewesen zu sein. In der Mitte lag ein besonders hoher Schutthaufen. Gerald sah sich suchend um.

»Ich weiß nicht ... Monterey ...? Gab es da so einen Platz?«

»Man kann ihn später gebaut haben. Vielleicht hatte das Meer Monterey auch überflutet, und diese Stadt wurde erst danach neu errichtet. Ich fürchte, wir werden es nie erfahren.«

Mitten auf dem Platz, am Fuß der Schutthalde, wurden sie von einem halben Dutzend Ameisen angegriffen.

Gerald rief:

»Nicht schießen, wenn möglich! Die Kannibalen müssen nicht unbedingt gewarnt werden.«

Sie warfen Rucksack und Gewehr ab, ergriffen große Steine und schleuderten sie gegen die Angreifer. Bei Tageslicht wirkten sie weniger gefährlich, da sie doch verhältnismäßig unbeholfen waren und sich nicht so schnell bewegen konnten wie die beiden Männer.

Ehe sie ihre scharfen Beißzangen in das Fleisch ihrer Opfer schlagen konnten, starben sie unter dem Steinhagel. Ohne einen Schuß abfeuern zu müssen, konnten Gerald und Mark den Angriff abwehren. Nur eine Ameise entkam in einer Bodenspalte.

Gerald nahm das Gewehr auf.

»Wissen Sie nun, wer in der Stadt heute wohnt?« fragte er. Mark nickte.

»Termitenbauten – ich sagte es ja schon.«

»Sie haben das Erbe der Menschheit übernommen – wenigstens, was ihre Wohnungen angeht. Aber wenn es so ist, dann muß es Tausende von ihnen hier geben. Wo stecken sie?«

»Nachträuber«, stellte Mark fest.

Plötzlich zog Gerald ihn mit einem Ruck nach unten und warf sich dabei auf den Boden. »Pst!« warnte er.

Mark wußte sofort, was Gerald meinte. Aus einer der Straßenschluchten kamen die fünf Wilden, nur mit Lendenschurz bekleidet und ihre Speere wurfbereit. Die Art, in der sie sich bewegten, verriet eindeutig, daß sie sich auf der Jagd befanden. Und dann wurde auch klar, *was* sie jagten.

Ameisen!

Sie umstellten eine der zahlreichen Öffnungen und stocherten dann mit ihren Speeren darin herum, bis drei oder vier der wütenden Tiere hervorgekrochen kamen, um die Störenfriede zu vertreiben. Aber sie kamen nicht weit. Pfeile durchbohrten und töteten sie.

Zwei der Wilden sammelten die Beute mit den Bastkörben ein, dann zog der Trupp weiter und verschwand in der nächsten Schlucht.



Gerald richtete sich auf.

»Nun wissen wir wenigstens, was sie in der Stadt suchen. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber ich bin beruhigt.«

»Wieso?«

»Solange sie Ameisen jagen, suchen sie nicht nach anderen Dingen. Es könnte also sein, daß wir unter der Erde noch unberührte Räume vorfinden. Zumindest besteht die Hoffnung, daß wir einige Aufschlüsse erhalten, was geschah. In Verbindung mit unseren Informationen ergäbe das ein besseres Bild von den Vorgängen damals.«

»Und die Forschungsanweisungen?«

Gerald zuckte die Schultern und deutete auf die Hügel.

»Wo sollen wir suchen, wo anfangen? Wir würden Jahre brauchen, um jeden Winkel der Stadt durchzustöbern. Wir können froh sein, wenn wir Hinweise finden.«

Sie verließen den Platz, als sie sicher sein konnten, daß die Wilden nicht zurückkehrten. Wenn Mark daran dachte, daß es vielleicht dieselben Männer waren, die vor kurzer Zeit noch den Schlafenden aus seinem Fach geholt hatten, packten ihn Wut und Verzweiflung.

Eine halbe Stunde später entdeckten sie hinter einem Betonklotz einen gut erhaltenen Eingang, hinter dem Stufen in die Tiefe führten. Wie es schien, hatte es sich um einen Schutzbunker gehandelt.

Vorsichtig, die Waffen schußbereit, stiegen sie die Stufen hinab, die mit zentimeterhohem Staub bedeckt waren. Es gab keine Spuren außer den ihren.

Mark nahm die Lampe aus dem Rucksack, als es

völlig finster wurde. Ein Gang nahm sie auf, der parallel zur Straße auf der Oberfläche verlief. Sie folgten ihm, aber rechts und links gab es nur leere Kammern ohne Türen oder Einrichtungen. Sie waren leer.

Der Gang endete vor einer Metallwand.

Gerald schüttelte den Kopf.

»Was ist dahinter? Leider besitzen wir nicht die Mittel, die Wand zu durchbrechen, obwohl es mich interessieren würde, was man unter der Erde versteckte. Nun, vielleicht später einmal ...«

»Der Gang ist vielleicht einfach zu Ende.«

»Kann natürlich auch sein, aber wer soll das wissen? Kommen Sie, hier finden wir doch nichts.«

Er ging zurück, Mark folgte ihm.

Sie atmeten befreit auf, als sie wieder die Sonne sehen konnten. Der Himmel über der toten Stadt war blau und voller Reinheit.

Gerald wurde fast zu Boden geschleudert, als der Pfeil seinen Arm durchbohrte. Im letzten Augenblick fing er sich noch ab und stolperte bis zu einem Betonquader, hinter dem er sich hinfallen ließ.

Mark suchte sofort Deckung, aber er hatte den Schützen gesehen. Der Wilde stand zwanzig Meter entfernt auf einem Schutthügel und legte einen neuen Pfeil auf die Sehne seines Bogens. Er bot ein prächtiges Ziel.

»Nur eine Warnung!« rief Gerald und versuchte, den Pfeil aus dem Fleisch zu ziehen. »Zum Glück kein Widerhaken ...«

Mark achtete nicht auf den Rat seines Gefährten. Sorgfältig nahm er Ziel, und dann krachte der Schuß. Der Kannibale wurde zurückgeworfen und stürzte kopfüber die Halde herab. Regungslos blieb er liegen.

Von drei verschiedenen Seiten kamen nun die Pfeile herangeschwirrt, aber sie richteten keinen Schaden mehr an. Gerald lag in guter Deckung, und Marks Gewehr holte sich das zweite Opfer.

Das schien zu wirken.

Die Angreifer zogen sich voller Panik zurück.

»Sie hätten niemanden zu töten brauchen«, kritisierte Gerald, der den Pfeil endlich aus der Wunde gezogen hatte. »Können Sie mich verbinden. Dort, im Rucksack ...«

Wortlos riß Mark ein Päckchen mit Mullbinde auf und verband die stark blutende Wunde. Dann erst sagte er:

»Sie sollen wissen, daß sie uns nicht angreifen können, sonst versuchen sie es immer wieder. Außerdem habe ich an die Männer und Frauen gedacht, die sie aus ihren Eissärgen holten. Das darf sich nicht wiederholen.«

»Wir werden eines Tages Verbindung zu ihnen aufnehmen müssen, Mark. Was nützt uns ein Krieg? Wollen wir noch vor dem Beginn eines neuen Lebens damit anfangen?«

»Wer hat hier angefangen?« rief Mark, wütend über Gerald's Worte. »Wir doch nicht!« Er schob neue Patronen in das Magazin des Gewehrs. »Wir wehren uns nur.«

Gerald seufzte und bewegte den Arm hin und her.

»Vielleicht haben Sie recht. Es scheint nichts innerlich verletzt zu sein. In ein paar Tagen ist das wieder in Ordnung.«

»Warten Sie hier, bitte, ich bin gleich wieder da.«

»Wo wollen Sie hin?«

»Ich will mir nur den Toten ansehen.«

Mark kletterte über die Trümmer hinweg und beugte sich, das Gewehr nun wieder schußbereit, über den getöteten Kannibalen, um ihn genauer zu betrachten. Das Gesicht wirkte wild und ungebändigt, aber sonst durchaus normal. Die schmale Nase hätte etwas Aristokratisches an sich, und wenn Mark früher jemand gesagt hätte, der Tote sei ein Kannibale, hätte er nur darüber lachen können.

Also doch keine Rückentwicklung, wenigstens nicht anatomisch?

Hatte er einen Fehler begangen?

Nachdenklich kehrte er zu Gerald zurück.

»Ich glaube, wir werden eines Tages mit ihnen sprechen können, Gerald«, sagte er und überzeugte sich davon, daß der Verband richtig saß. Er setzte sich neben den Verwundeten. »Werden Sie marschieren können?«

»Aber sicher, nur muß ich Sie bitten, den Rucksack zu nehmen. Wir benötigen den Rest der Lebensmittel für den Rückmarsch. Zwei oder drei Tage, fürchte ich.«

»Und wenn Sie Fieber bekommen?«

»Wir haben luftdicht verschlossene Dosen mit Medikamenten. Im Notfall öffnen wir eine davon.«

Mark gab dem anderen das Gewehr.

»Nehmen Sie das jetzt, Gerald. Ich fürchte, wir werden es noch brauchen. Die Wilden werden sich zu rächen versuchen.«

Gerald nickte.

»Ja, wie die Ameisen. Ich glaube, wir werden uns für einige Zeit in unseren Bau zurückziehen müssen. Eigentlich merkwürdig, daß ihn die Ameisen noch nicht entdeckt haben. Wahrscheinlich gibt es Schutzmittel, von denen wir noch nichts ahnen.«

»Leider keine gegen die Kannibalen – wenigstens bisher nicht.«

Sie brachen auf, als die Sonne tiefer sank. Gerald hatte Schmerzen, bekam aber kein Fieber.

Unangefochten erreichten sie den Stadtrand und den Hügel, auf dem sie die letzte Nacht verbracht hatten. Zwischen den Blöcken machten sie es sich bequem, und während Gerald schlief, patrouillierte Mark mit geschultertem Gewehr auf und ab und beobachtete das Gelände.

Im Westen waren die weißen Schaumkronen des Meeres zu sehen.

Ein leichter Wind kam auf.

Auch diese Nacht verlief ohne Störung. Ausgeruht konnten sie am anderen Tag ihren Marsch fortsetzen.

Als sie am nächsten Morgen vor sich im Süden die fünf Pyramiden sahen, sagte Gerald:

»Ich glaube, wir sollten uns künftig mehr um sie kümmern als bisher. Wir kennen nur unsere eigene, und sie allein birgt noch genug Geheimnisse. Was mag in den anderen Gebäuden gewesen sein? Einmal habe ich versucht, die Eingänge zu finden, aber sie müssen verschüttet sein.«

»Wir finden sie, Gerald. Was macht Ihr Arm?«

»Keine Komplikationen, denke ich. Der Schmerz hat nachgelassen. In ein paar Tagen werde ich ihn wieder richtig bewegen können.«

Sie marschierten bis mittags, dann waren sie wieder »zu Hause«, wie Mark erleichtert feststellte. In den letzten Stunden hatte er es auffallend eilig gehabt, ihr Ziel zu erreichen. Es war, als habe er einen Entschluß gefaßt, den er so schnell wie möglich in die Tat umzusetzen gedachte.

Wenn Gerald die ungewohnte Hast aufgefallen war, so verriet er das mit keinem Wort. Er hatte sich Mühe gegeben, dem vorangehenden Mark zu folgen, der nun Rucksack und Gewehr trug. Nach den Tagen und Nächten auf der Oberfläche, ständig von Gefahren umlauert, war auch er froh, bald wieder in der sicheren Abgeschlossenheit der Pyramide zu sein.

Der Eingang war unversehrt, aber rings um ihn gab es frische Fußspuren. Die Kannibalen waren also wieder da gewesen. Den Spuren nach zu urteilen mußten es sieben oder acht gewesen sein.

Mark gab Gerald einen Wink.

»Bevor wir hinabgehen, will ich mich überzeugen, daß sie wieder abgezogen sind. Warten Sie hier. Bitte, geben Sie mir das Gewehr. Und versuchen Sie nicht, allein vorzugehen. Wenn unten noch welche sind, haben Sie mit dem verletzten Arm keine Chance.«

Gerald stieg einige Meter an der Pyramide hoch und setzte sich auf einen breiten Grasstreifen.

»Seien Sie vorsichtig«, warnte er.

Mark nahm das Gewehr und untersuchte die Fußspuren genauer. Sie kamen von Südosten und endeten vor dem Niedergang zur Hibernationsanlage. Aber sie kamen auch wieder heraus, und dann zeigten die nackten Zehen der Spuren genau nach Osten. Sie waren also abgezogen, wenn sich der Zeitraum zwischen Ankunft und Abzug auch nicht bestimmen ließ. Immerhin glaubte Mark aus den Abständen der Fußabdrücke erkennen zu können, daß die Kannibalen sich der Pyramide langsam und vorsichtig nähert, sie aber in aller Hast wieder verlassen hatten. Also Flucht?

Beruhigt kehrte er zu dem wartenden Gerald zurück.

»Sie sind fort, Gerald. Wir können nach unten.«

Sie stiegen die Stufen hinab, und dann fiel der Schein ihrer Lampe auf die zusammengekrümmte Gestalt vor der Metalltür. Der Mann war halbnackt und tot. Er lag auf dem Stahlgitter, aber seine Hände hatten sich von der tödlichen Tür gelöst.

»Deshalb also die eilige Flucht«, murmelte Mark und sah seine Vermutung bestätigt. »Wir werden ihn oben begraben müssen.«

»Wie lange ist er tot?«

Mark untersuchte die Leiche.

»Zwei oder drei Tage höchstens. Morgen werde ich ihn begraben. Warten Sie hier, ich schalte den Strom ab.«

Später rückten sie die Tür wieder zurecht und setzten sie erneut unter Energiezufluß. Sie durften nun hundertprozentig sicher sein, daß niemand in ihr kleines Reich eindringen konnte.

## 5.

Mark hatte den toten Kannibalen begraben und bei dieser Gelegenheit den anderen vier Pyramiden einen Besuch abgestattet. Mit Hilfe des Spatens versuchte er, einen Eingang zu finden, aber er mußte sehr schnell einsehen, wie sinnlos dieses Unterfangen war.

Er würde Tage und Wochen benötigen, um auch nur einen Bruchteil des Gerölls und der Erde zu beseitigen.

Enttäuscht kehrte er zu Gerald zurück und berichtete. Der Physiker nickte voller Verständnis.

»Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich es bereits versuchte. Aber lassen Sie sich nicht unterkriegen, Mark. So schnell geben wir nicht auf. Wenn es sich um ein Forschungszentrum handelt, so ist dieses hier die einzige Hibernationsanlage, darauf können Sie sich verlassen. Die restlichen vier Gebäude waren Labors und Verwaltungshäuser. Immerhin wäre es möglich, dort die von uns gesuchten Unterlagen zu finden, aber wir kennen ja nicht einmal unsere eigene Pyramide.«

Gerald bewegt den Arm. »Morgen bin ich wieder fit, Mark. Dann suchen wir gemeinsam weiter.«

Nach dem Essen sagte Gerald:

»Kommen Sie mit, ich muß Ihnen etwas zeigen. Es war doch gut, daß ich in meiner Jugend ein Hobby hatte.«

Neugierig folgte ihm Mark in die Werkstätten. Gerald öffnete die Tür zum elektronischen Laboratorium und deutete auf eine der Werkbänke. Im ersten Augenblick wußte Mark nicht, was das Gebilde bedeuten



sollte, mehrere Kästchen aus Metall, Drähte, Transistoren oder Sicherungen, eine kleine Mattscheibe mitten in dem Gewirr, ein dickes Kabel, das aufgerollt unter dem Tisch endete – und noch eine Menge andere Dinge, die er nicht identifizieren konnte.

»Was soll das sein?«

Gerald schien sich zu amüsieren.

»Haben Sie noch nie ein Radio von innen gesehen?« fragte er.

Mark ging auf die Werkbank zu.

»Ich hätte es mir denken können – ein Radio! Aber eins mit einem Bildschirm? Wollen Sie versuchen, ein Programm zu erhalten? In einer Welt, in der nicht mehr gesendet wird?«

Gerald setzte sich auf eine der geöffneten Kisten.

»Woher wollen Sie denn so genau wissen, daß niemand mehr sendet, Mark? Was wissen wir von den anderen Erdteilen? Sie sind heute weiter von uns entfernt als im zwanzigsten Jahrhundert der Mond und die Planeten. Es gibt wahrscheinlich keine Schiffe oder Flugzeuge mehr, mit denen man die Meere überqueren könnte, aber dafür haben wir etwas anderes.« Er deutete auf das technische Durcheinander. »Wir haben das Wissen und die Fähigkeit, Sender und Empfänger zu bauen, und so wie hier kann es auch anderswo sein. Dort mag es Überlebende geben, die den gleichen Gedanken haben wie wir, und wenn es noch niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit so gewesen ist, heute ist es so: wir sind Brüder.«

Mark deutete zur Decke empor.

»Unsere Brüder in der Nachbarschaft machen nicht den Eindruck, als legten sie großen Wert auf ein friedliches Zusammenleben.«

»Ich meinte mit unseren Brüdern in erster Linie Menschen, die wie wir die letzten vierhundert Jahre verschliefen, oder jene, die den Untergang überlebten, sich fortpflanzten und das alte Wissen bewahrten. Sie hatten zweihundertfünfzig Jahre Zeit, um eine neue Zivilisation aufzubauen. Sie jedenfalls sind es, mit denen ich den Kontakt herstellen möchte.«

»Wenn es sie wirklich gibt!«

Gerald zeigte auf sein Radio.

»Wir werden es bald wissen. In meiner Jugend habe ich viele solcher Geräte gebaut und stand mit Amateurfunkern in aller Welt in Verbindung. Die erste Marsexpedition verfolgte ich mit einem selbstgebastelten Fernsehgerät, das an Qualität die herkömmlichen Kästen weit übertraf. Wenn auf dieser Erde überhaupt noch ein Mensch existiert, der in ein Mikrofon sprechen kann, so werden wir ihn hören.«

Der Gedanke, mit anderen zivilisierten Menschen Verbindung aufzunehmen, schien Mark allmählich vertrauter zu werden.

»Ist das Kabel lang genug für einen Anschluß?«

»Es reicht, aber wir können das Gerät ja auch in den Schlafsaal bringen. Dort gibt es einen Antennenanschluß, wie ich feststellte. Die Frage ist nur, ob draußen noch eine Antenne vorhanden ist. Ich fürchte, ich werde eine neue aufstellen müssen.«

»Wenn Sie mich einweisen, kann ich das erledigen«, bot Mark an. Gerald nickte ihm zu.

»Gern, es ist nicht so schwierig. Wir müssen nur die Antennenleitung vom Ausgangspunkt aus verfolgen. Sollte sie unterbrochen sein, legen wir eine neue. Also los, worauf warten wir noch ...?«

Sie arbeiteten den ganzen Nachmittag, dann stand

das Gerät empfangsbereit neben dem Energieverteiler. Ein erster Versuch ohne Antenne bewies, daß es funktionierte, wenn aus dem Lautsprecher auch nur statische Geräusche kamen. Das änderte sich nur ein wenig, als die Antenne angeschlossen wurde. Immerhin zog Gerald aus dieser Veränderung den Schluß, daß die Leitung noch zum Teil existierte, nicht aber mehr die eigentliche Antenne.

»Wir legen eine neue«, sagte Gerald.

Mark arbeitete den Rest des Tages, und erst als die Sonne unterging, hatte er die Antenne auf dem Gipfel der Pyramide aufgestellt und die Leitung verlegt. Sie führte durch den Gang und verlief dann neben dem Stromkabel für die Tür durch das Loch in der Wand.

Gerald schaltete das Gerät ein. Er nickte Mark zu.

»Es kann lange dauern, bis ich sämtliche Frequenzen und Längen durchgetastet habe. Sie werden Hunger haben. Warten Sie bitte nicht auf mich.«

»Viel Glück«, wünschte Mark. Er verspürte in der Tat nach der Arbeit in der frischen Luft einen mächtigen Appetit. Er wusch sich, nahm ein Buch aus der Bibliothek und ging ins »Restaurant«.

Kaum hatte er sich das Menü zusammengestellt, da stürzte Gerald in den Raum.

»Funkzeichen, Mark! Ich habe Funkzeichen aufgefangen!«

Mark blieb sitzen.

»Ich werde trotzdem erst zu Ende essen«, sagte er ruhig. Die unregelmäßigen Signale wurden auf dem UKW-Band ausgestrahlt und ergaben nicht viel Sinn. Immerhin konnte Gerald feststellen, daß sie nicht durch puren Zufall entstanden. Trotz der vielen Störungen erkannte er den Kennsey-Kode, eine Ende des

zwanzigsten Jahrhunderts international eingeführte Verbesserung des alten Morse-Alphabets. Der aufgefangene Text bestand ausnahmslos aus Zahlen.

»Hm, seltsam, Mark. Nur Zahlen, und das auf UKW! Der Sender muß demnach in Sichtweite stehen, oder es gibt eine Relaisstation. Die Ultrakurzwellen machen die Erdkrümmung nicht mit.« Er schüttelte den Kopf. »Sie wird auch nicht von der Heavisdenschicht reflektiert, falls es die überhaupt noch gibt. Aber das kann ich nur dann feststellen, wenn ich das Kurzwellenband überprüfe.«

»In Sichtweite?«

»Ja, aber auch der Mond ist für uns sichtbar. Der Sender kann also auch auf dem Mond stehen. Oder ein Satellit, der noch immer die Erde umläuft.«

»Und wie sollen wir das herausfinden?«

»Einen Mondsender können wir nur dann empfangen, solange er sich über dem Horizont befindet. Geht der Mond unter, so muß auch der Sender für uns verstummen. Können wir die Signale hingegen pausenlos hören, ist die Station in direkter Sichtweite oder in einem Satelliten, der die Erdrotation mitmacht und somit scheinbar stationär am Himmel steht. Keine Sorge, das finden wir leicht heraus.«

Eine Zeitlang noch machte er sich Notizen, schrieb die Zahlen auf, notierte sich die Wellenlänge, dann suchte er weiter.

Mark sah ihm eine Weile zu, dann ging er in sein Zimmer.

Gerald würde ihn schon wecken, wenn etwas geschah.

Gerald weckte ihn nicht.

Am anderen Morgen – die zusammengebastelte Uhr zeigte die neunte Stunde an – betrat Mark den »Schlafsaal«. Der Funkempfänger war ausgeschaltet und Gerald nicht da. Wahrscheinlich hatte er bis spät in die Nacht hinein gearbeitet und schlief nun. Auf dem Tisch lagen Notizen mit Zahlen, Wellenangaben und ungefähren Uhrzeiten. Ein Buch über Astronomie verriet, womit sich der Physiker beschäftigt hatte, bevor er ...

Bevor er ... was?

Mark lief schnell zurück zu den Wohnräumen, aber er fand Gerald nicht in seinem Zimmer. Nichts deutete darauf hin, daß er in dieser Nacht überhaupt im Bett gewesen war. Sein Revolver lag wie üblich auf dem kleinen Tisch zwischen den Betten.

Eine plötzliche Ahnung ließ Mark in den großen Saal zurückkehren, eine Ahnung, die sich sofort bestätigte, als er den Stromverteiler untersuchte.

Die Tür zur Oberfläche stand nicht mehr unter Strom.

Ein heißer Schreck durchfuhr ihn, als er daran dachte, daß Gerald vielleicht etwas zugestoßen war, als er nach oben ging, um seine astronomischen Beobachtungen anzustellen. Denn einen anderen Grund konnte es für den nächtlichen Ausflug und sein Ausbleiben kaum geben.

Mark holte seine Pistole und ging nach oben. Auch er sicherte die Tür nicht.

Draußen war ein wolkenloser Sonnentag. Die Luft war würzig und roch nach Seewasser. Der Wind kam aus Westen. Von fern war das Rauschen der Brandung zu hören.

»Gerald! Hallo, wo stecken Sie denn?«

Vielleicht war er auf eine der Pyramiden geklettert, war abgestürzt und hatte sich verletzt. Er konnte seinen Arm noch immer nicht richtig bewegen.

»Gerald!«

Keine Antwort. Irgendwo zwitscherte ein Vogel, strich dann dicht über Mark hinweg und verschwand in einer Spalte.

Vögel kann man schießen und notfalls auch essen, dachte Mark geistesabwesend und lauschte angestrengt, aber er vernahm keinen Laut. Gerald antwortete nicht.

Spuren!

Er mußte nach Spuren suchen, ganz klar. Aber das war nicht so einfach, wie er sich das vorstellte. Die Kannibalen hatten deren genug hinterlassen, und sie beide auch. Aber Mark wußte noch so ungefähr, wo sie bisher gewesen waren und wo nicht. Somit war es kein Wunder, daß er bereits nach zehn Minuten einzelne Schuhabdrücke in dem weichen Boden entdeckte, die nach Nordosten führten, zur benachbarten Pyramide.

Was hatte Gerald in der Nacht dort zu suchen?

Die Frage wurde zweitrangig, als er weitere Fußspuren entdeckte – von Menschen, die keine Schuhe getragen hatten. Er zählte insgesamt sieben verschiedene Fußpaare. Sie verliefen ebenfalls in Richtung Nordost und kehrten nicht zurück.

Mark erreichte den Ort des Überfalls noch vor der Pyramide. Die Spuren erzählten die Geschichte überdeutlich. Gerald mußte von den Angreifern überrascht worden sein und hatte keine Zeit mehr, sich erfolgreich zur Wehr zu setzen. Schleifspuren bewiesen, daß man ihn einfach davongeschleppt hatte, ge-

nau nach Osten, auf die Wohnhöhlen der Kannibalen zu.

Lebende Beute – das mußte ein Fest für die Wilden sein! Mark lief es eiskalt über den Rücken. Er rannte zur Hauptpyramide zurück, packte den Rucksack voll Lebensmittel, schob die geladene Pistole in den Gürtel und überprüfte das Gewehr. Gerald's Revolver ließ er liegen.

Er setzte die Tür unter Strom, nachdem er auf ihr einen Zettel mit einem Blitz gut sichtbar befestigt hatte. Dann stieg er nach oben und marschierte nach Osten.

Er konnte die Hügel in etwa zwanzig Kilometer Entfernung gut erkennen, und gelegentlich entdeckte er auch die Spuren der Entführer im Gras oder auf freien Sandflächen.

Gerald hatte sich kurz nach Mitternacht dazu entschlossen, einige Himmelsbeobachtungen anzustellen, um ganz sicher zu sein, woher die Funkzeichen stammten. Zugleich wollte er versuchen, die bekannten Konstellationen aufzuzeichnen, um später eine eventuelle Verschiebung rechnerisch auszuwerten. So konnte es möglich sein, das Verstreichen einer größeren Zeitspanne zu beweisen.

Der Überfall erfolgte überraschend und schnell. Wie Schatten tauchten die halbnackten Wilden aus dem Dunkel zwischen den beiden Pyramiden auf und packten ihn, ehe er sich zur Wehr setzen konnte. Viel hätte er auch mit seinem verletzten Arm und ohne Waffen nicht gegen sie ausrichten können.

Er wollte schreien, brachte aber keinen Ton über die Lippen. Außerdem, so sagte er sich, war Rufen

zwecklos. Mark konnte ihn nicht hören, selbst wenn er nicht geschlafen hätte.

Kampflos ergab er sich in sein Schicksal, konnte aber Notizbuch, Schreibstift und die kleine Lampe noch schnell in seine Taschen schieben. Niemand durchsuchte ihn. Die Wilden packten ihn einfach bei den Armen und schleppten ihn davon. Gerald schleifte bewußt die Füße nach, um deutlich sichtbare Spuren zu hinterlassen.

Es wurde hell.

Im Westen konnte Gerald die Spitzen der fünf Pyramiden sehen, aber die Hügel im Osten waren schon näher. Noch fünf Kilometer etwa, dann war er im Gebiet der Kannibalen.

Zum ersten Mal betrachtete er sie genauer. Sie hockten dicht bei ihm in einem Kreis und unterhielten sich leise. Niemand achtete auf ihn, denn er konnte ihnen unmöglich entkommen. Ihre Worte waren unverständlich, wenn Gerald auch mehrmals meinte, vertraute Lautkombinationen zu hören. Durchaus möglich, dachte er bei sich, daß die Sprache im Verlauf von vierhundert Jahren – oder mehr – einer Veränderung unterworfen war. Es würde nicht einfach sein, sich mit ihnen zu verständigen.

Noch war es dazu zu früh, sagte er sich weiter. Er mußte warten, bis er bei ihnen im Höhlendorf war. Wenn er ihnen klarmachen konnte, daß er lebendig wertvoller war als tot, hatte er eine Chance, Marks Rettungsaktion noch zu erleben.

Er zweifelte keine Sekunde daran, daß Mark die Spuren fand und kam, um ihn zu befreien. Wichtig war nur, daß er nicht zu spät kam. Er ärgerte sich, keine Nachricht hinterlassen zu haben, aber er konnte



noch froh darüber sein, daß die Wilden nicht auf die Idee gekommen waren, die ungesicherte Anlage zu betreten. Wahrscheinlich jedoch steckte ihnen noch der Schreck vom letzten Besuch in den Knochen.

Als sie ihren Weg fortsetzten, mußte er zwischen ihnen gehen. Noch war keiner der Wilden auf den Gedanken verfallen, ihn zu durchsuchen. Die Taschenlampe behinderte ihn, aber er wollte sie auch nicht verlieren.

Vorsichtig sah er sich um, als sie hundert Meter gegangen waren. Der Zettel, den er auf dem Lagerplatz zurückgelassen hatte, steckte aufgespießt in einem Strauch. Mark würde ihn finden, wenn er den Spuren folgte.

Die Hügel kamen näher. Als er sie das erstemal gesehen hatte, war es Nacht gewesen. Nur der Mond hatte die Landschaft mit seinem silbernen Glanz erfüllt, so daß er keine Einzelheiten erkennen konnte. Diesmal war das anders.

Die Höhlen waren deutlich sichtbar und lagen meist in Bodennähe. Nur einige wenige konnten erst mit Hilfe primitiver Leitern erreicht werden. Gerald entdeckte die Späher auf den vorderen Gipfeln. Sie waren mit Pfeil und Bogen bewaffnet und meldeten die Ankunft des erfolgreichen Jagdtrupps. Männer, Frauen und Kinder liefen ihm entgegen und stimmten ein Jubelgeschrei an, als sie den Gefangenen sahen.

Abermals verfluchte Gerald seine Unvorsichtigkeit. Da hatte er endlich die ersten Funksignale entdeckt, und nun bestand die wenig verlockende Aussicht, in den Bäuchen der Kannibalen zu enden.

Seine einzige Hoffnung schöpfte er aus jener Beob-

achtung, die schon Mark in der Ruinenstadt gemacht hatte: die Gesichter der Kannibalen waren fast edel geschnitten und zeugten von keiner Grausamkeit. Im Gegenteil, sie wirkten fast intelligent, wenn ihr Benehmen auch in keiner Weise zivilisiert genannt werden konnte.

Beunruhigend war nur die Tatsache, daß es auch andere Typen gab, grobschlächtige Kerle mit brutalen Gesichtszügen und Fäusten wie Hämmern. Sie waren meist mit einfachen Holzkeulen bewaffnet und schienen so etwas wie die Kampftruppe der Wilden zu sein.

Die Frage blieb, wessen Wort mehr Gewicht besaß.

Gerald wurde in den Eingang einer Höhle gestoßen und stolperte. Bevor er stürzen konnte, fing ihn jemand auf und hielt ihn mit sanfter Gewalt fest. Es war dämmerig in dem Raum, und es roch muffig. Es wurde noch dunkler, als ein großer Stein vor die Öffnung gerollt wurde.

»Immer mit der Ruhe – und nun setzen Sie sich erst einmal, mein Freund. Wo hat man Sie denn erwischt?«

Gerald holte tief Luft, setzte sich gehorsam und versuchte, das Halbdunkel mit den Augen zu durchdringen. Allmählich gewöhnte er sich an das Dämmerlicht, und als erstes sah er einen kräftig gebauten Mann vor sich stehen, der einen schwarzen Vollbart hatte und fast gutmütig auf ihn herabblickte. Er trug lange, strapazierfähige Hosen und ein zerrissenes Hemd.

»Wer sind Sie?« fragte Gerald fassungslos.

Der Mann setzte sich.

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte er und

kramte in seinen Hosentaschen. Er zog Papier und einige Krümel Tabak daraus hervor und begann damit, sich eine Zigarette zu rollen. »Ich hoffe, Sie haben wenigstens Feuer dabei ...«

Gerald nickte, ohne etwas zu verstehen. Er begriff nun, daß ihm keiner der Kannibalen gegenüber saß. Er gab dem Mann das Gasfeuerzeug, das er in seinem Fach mit dem Revolver gefunden hatte.

Er gab es ihm wortlos.

Der aromatische Duft verdrängte die anderen Gerüche.

»Tabak habe ich noch, auch Papier, aber kein Feuer. Ich habe es mit Steinen versucht, auch mit Holz. Ohne Erfolg. Ein Glück, daß Sie gekommen sind – oh, verzeihen Sie. Für Sie ist das ja weniger erfreulich. Sind Sie hier aus der Gegend?«

Gerald sah auf das glühende Ende der Zigarette des anderen.

»Ja, ich bin aus der Gegend. Sie nicht?«

Der Mann lachte trocken.

»Wie man es nimmt, mein Freund. Nennen Sie mich ruhig Björn, das ist einfacher. Und wer sind Sie?«

»Gerald, Dr. Gerald, Physiker. Ich habe gedacht, es gäbe keine Überlebenden mehr.«

Wieder lachte der andere.

»Oh, da irren Sie sich gewaltig. Allerdings kann man wochenlang marschieren, ohne eine Menschenseele anzutreffen, die Welt scheint leer und ohne Menschen zu sein, aber sie ist es nicht. Hier in Amerika ist das mehr der Fall als zum Beispiel in Europa. Aber dort lebten ja die Menschen schon immer gedrängter zusammen als hier.«

»Europa? Das gibt es noch?«

»Sicherlich, aber er hat sich verändert, Dr. Gerald. Ich schätze die Gesamtbevölkerung auf vielleicht fünfzigtausend, aber was ist das schon? Einzelne Siedlungen, weit verstreut, keine nennenswerte Zivilisationen, Landwirtschaft und spärliche Jagd – na, wie es eben heute so ist.«

Gerald wartete, bis Björn seine Zigarette löschte und den Tabakrest sorgfältig in der Tasche verstaute.

»Wie kommen Sie von Europa hierher? Wir sind in Amerika, an der Pazifikküste!«

Björn nickte gelassen.

»Wenn Sie wollen, betrachten Sie mich als den Entdecker Amerikas. Meines Wissens bin ich der erste nach dem Weltuntergang, der den Atlantik und dann diesen Kontinent überquerte. Ich bin vor etwa fünf Jahren von Norwegen aus aufgebrochen.«

Gerald starrte ihn verwundert an.

Dann hauchte er:

»Kolumbus!«

»Wenn Sie so wollen – ja. Nur habe ich gewußt, daß ich im Westen Amerika finden würde.« Er sah zum Höhleneingang. »Sie werden uns erst in drei Stunden eine halbgare Ameise zum Fraß vorwerfen, wir haben also Zeit, unsere Geschichten auszutauschen.«

»Sind Sie schon lange hier?«

»Einige Wochen. Ich nehme an, man will mich mästen, damit für den Notfall Frischfleisch vorhanden ist. Sie sind Kannibalen.«

»Ich weiß das.« Gerald lehnte sich mit dem Rücken gegen die Felswand. »Wie haben Sie die Katastrophe überlebt? Waren Sie eingefroren?«

Björn lachte.

»O nein, das nicht! Die wenigsten von ihnen sind je erwacht, wenigstens nicht in Europa. Meine Vorfahren überlebten die Katastrophe im hohen Norden, wo die Luft etwas mehr Sauerstoff enthielt und auch Versuche zur Luftreinigung unternommen worden waren. Es gibt nur wenige Berichte über jene verrückte Zeit, aber sie besagen, daß es einst eine technisch hochstehende Zivilisation auf dieser Erde gab. Es blieb kaum etwas von ihr übrig.« Er sah Gerald plötzlich sehr aufmerksam an. »Sind Sie vielleicht einer jener Menschen, die vor dem Weltuntergang eingefroren wurden?«

Gerald seufzte.

»Ich glaube, es wird besser sein, wenn wir mit unseren Geschichten beginnen, das erspart uns beiden unnötige Fragen.«

Mark lag in einem dichten Gebüsch knapp fünfhundert Meter vor den ersten Hügeln. Längst hatte er die Späher entdeckt, aber es war ihm gelungen, sich so nahe an das Höhlendorf heranzuschleichen. Nun mußte er warten, bis es dunkel wurde.

Wenn er den Kopf ein wenig hob, konnte er die Aktivität im Dorf feststellen. Alles wirkte durchaus normal. Keine Hast war zu bemerken, keine besondere Tätigkeit, die vielleicht darauf schließen ließ, daß man Gerald im Verlauf eines großen Festes zu verzehren gedachte.

Oder war das schon geschehen?

Die Ungewißheit und die Tatsache, daß er jetzt kaum etwas unternehmen konnte, zehrte an seiner Nervenkraft. Aber es wäre sinnlos gewesen, jetzt das Dorf der Wilden zu stürmen. Wenn Gerald noch leb-

te, würde er ihn dadurch nur in noch größere Gefahr bringen.

Mit dem Feldstecher, den er vorsorglich mitgenommen hatte, suchte er die einzelnen Höhleneingänge ab, bis er den Stein vor einem Eingang entdeckte, bei dem ein riesiger Kerl mit einer Keule stand.

Mark merkte sich den Weg und beschloß, in der kommenden Nacht den Befreiungsversuch zu unternehmen. Wenn er erst einmal den Wächter unschädlich gemacht hatte, mußte der Rest ein Kinderspiel sein.

Er aß eine Kleinigkeit und döste in der Nachmittagshitze vor sich hin. Das Gewehr hielt er in den Armen. Es verlieh ihm Sicherheit. Das Magazin war gefüllt, und weitere fünfzig Patronen in der Hosentasche wirkten beruhigend.

Als es dunkelte, sah er auf dem freien Platz vor den Höhlen ein Feuer. Das hatte nichts zu bedeuten, redete er sich ein, machte sich aber dennoch auf den Weg. Den Rucksack ließ er in seinem Versteck zurück, er nahm nur seine Waffen mit.

Das Feuer wies ihm den Weg. Die bewachte Höhle lag zwanzig Meter rechts davon, aber er mußte einige Hügel mit Wachtposten passieren. Er war sich nicht sicher, ob die Posten noch da waren, aber er rechnete damit und verhielt sich entsprechend.

Zehn Meter vor dem Stein blieb er liegen. Der Feuerschein von links erreichte ihn kaum, weil die Gestalten, die dort saßen, ihn abhielten. Der Riesenkerl, der als Wache vor dem Höhle postiert war, hockte auf dem Boden und ärgerte sich wahrscheinlich, daß er nicht bei den anderen sein konnte. Mark konnte ihn

nicht gut sehen, da seine Umrisse mit dem dunklen Felsen dahinter fast verschmolzen.

Langsam arbeitete er sich näher an ihn heran. Er mußte jeden Schuß vermeiden, der die Kannibalen alarmiert hätte. Noch nie in seinem Leben hatte er einen Menschen angeschlichen und unschädlich gemacht. Er wußte überhaupt nicht, wie er das anstellen sollte.

Er war noch drei Meter entfernt, als der Wächter sich erhob.

Seine lauschende Haltung bewies, daß er ein Geräusch gehört haben mußte. Mark wußte, daß er nicht unentdeckt bleiben konnte, er mußte sich also blitzschnell entscheiden. Während er aufsprang, drehte er das Gewehr um und ließ den Kolben mit voller Wucht auf den Schädel des riesigen Kannibalen herabsausen. Der Wilde gab keinen Laut von sich und brach auf der Stelle zusammen. Mit einem Satz war Mark bei dem Stein und flüsterte durch den Spalt:

»Gerald? Hören Sie mich?«

Es dauerte nur zwei oder drei Sekunden, dann kam die Antwort:

»Mark, Sie schon?«

»Schon?« Mark war sichtlich überrascht. Gerald's Stimme hatte nicht wie die eines sicheren Todeskandidaten geklungen. »Ich konnte nicht früher kommen, wenn Sie das meinen. Ein Glück, daß Sie leben!«

»Es geht uns gut. Aber bekommen wir den Stein vom Eingang fort? Wir schieben von innen, Sie helfen außen mit. Schlafen die Wilden?«

»Sie sitzen an einem Feuer, wenigstens einige von ihnen.« Mark schnappte nach Luft. »Sie reden in der Mehrzahl! Sind Sie nicht allein?«

»Nein, Björn ist bei mir. Sie werden ihn kennenlernen, jetzt ist keine Zeit für Erklärungen. Los, fangen wir an!«

Es war ein hartes Stück Arbeit, aber endlich gelang es ihnen, den Stein mit gemeinsamen Kräften ein kleines Stück beiseite zu rollen. Der Spalt genügte, Gerald durchschlüpfen zu lassen. Für Björn reichte es allerdings nicht. Sie mußten sich noch einmal anstrengen, bis endlich auch der schwarzbärtige Hüne aus der Höhle entweichen konnte. Er gab Mark wortlos die Hand und bückte sich dann, um den niedergeschlagenen Wachtposten zu untersuchen.

»Erledigt«, erklärte er, als er sich wieder aufrichtete.

»Wir müssen weg«, sagte Mark. »Früher oder später werden sie die Flucht bemerken, und dann hetzen sie uns bis zu den Pyramiden. Wir müssen nach rechts, weg vom Feuer. Dann genau nach Westen, dort liegt mein Rucksack mit dem Lebensmitteln.«

»Gut«, brummte Björn in seinem schlechten Englisch. »Ich habe die gebratenen Ameisen gründlich satt ...«

Lautlos verschwanden sie im Dunkel der Nacht.



## 6.

Während des Marsches zu den Pyramiden berichtete Gerald noch einmal kurz. Mark sah fast alle seine Vermutungen bestätigt, soweit sie das nächtliche Unternehmen des Physikers betrafen. Den Zettel am Lagerplatz hatte er allerdings nicht gefunden. Dann erfuhr er die abenteuerliche Geschichte des Norwegers.

Eine Gruppe von ihnen hatte am Ende eines Fjordes gelebt, die Verbindung zu anderen Sippen weiter im Süden war selten gewesen. Gerettete Bücher hatten eine gewisse Bildungsstufe ermöglicht, aber von der Vergangenheit war nicht viel übriggeblieben. Straßen gab es im Norden Europas so gut wie keine mehr, aber man hatte das Meer. Mit plumpen Segelschiffen gelangte man zu südlicheren Gestaden und traf auch dort auf Überlebende und ihre Nachkommen. Björn versicherte, daß es in seiner Heimat keinen Kannibalismus gab.

Dann las er die Berichte über die anderen, verschollenen Kontinente. Im Westen sollte Amerika liegen, ein gewaltiger Riegel mitten im Ozean. Zusammen mit drei Freunden baute er ein Schiff, und vor mehr als sechs Jahren war er aufgebrochen.

Es war eine lange und anstrengende Reise gewesen, viele Monate verbrachten sie auf dem Meer, bis sie eines Tages Land erblickten.

»Eine unübersehbare Hügellandschaft, dazwischen riesige Stahlgerippe und eingestürzte Hochstraßen. Die Schluchten dazwischen hatten sich mit Schutt und Erde gefüllt. Es muß eine unvorstellbar große Stadt gewesen sein.«

»New York vielleicht«, meinte Mark tonlos.

»Es gab kein Leben in ihr, wenigstens kein menschliches. Wir wurden von Ameisen überfallen, aber auch mordgierige Fluginsekten stürzten sich auf uns. Zwei meiner Begleiter starben schon am ersten Tag. Waffen hatten wir nicht.«

»Warum kehrten Sie nicht um?«

»Es hätte wenig Sinn gehabt, denn wir besaßen keine Lebensmittel mehr. Im Ozean gibt es nicht viel Fische, und Vögel sahen wir auch nur selten. Wie hätten wir sie auch erlegen sollen?«

»Sie gaben nicht auf?«

»Nein, wir wollten Menschen finden. Es mußte Menschen auf diesem gigantischen Kontinent geben. Mein Vater wußte von den Versuchen, die man hier unternommen hatte. Er wiederum hatte es von meinem Großvater gehört, und außerdem gab es Bücher darüber. Ich meine die Kälteexperimente.«

»Es gibt Bücher darüber?« Gerald hielt Björn am Arm fest. »Davon haben Sie mir noch nichts erzählt. Kennen Sie die Bücher?«

»Ich habe viel gelesen, aber das ist nun schon fast sechs Jahre her. Menschen wurden eingefroren, als sich das Ende abzeichnete, aber die Methoden müssen sich geändert haben. Das Problem war, sie alle unter einen Hut zu bringen, damit es beim Weckvorgang nicht zur Katastrophe kam. Aber das alles sollten Sie besser wissen als ich. Sie leben, also fand man die Antwort rechtzeitig.«

»Das ist noch nicht bewiesen.« Mark deutete nach vorn. »Wir haben es bald geschafft.«

Sie fanden alles so vor, wie sie es verlassen hatten. Es dauerte allerdings fast einen ganzen Tag, ehe sie

Björn alles erklärt hatten.

Stumm betrachtete er die Schlafenden durch die Guckfenster. Verständnislos untersuchte er die automatische Weckanlage, deren Funktion er noch weniger begriff als die beiden Wissenschaftler. Entsetzt sah er auf die leeren Wannen vor den Kammern, als Mark ihm ihre Bedeutung erläuterte.

Später, beim Essen, erklärte Gerald:

»Die Funkzeichen, die wir gestern auffingen, kommen in der Tat von einer Raumstation, die fast direkt über uns steht und stationär ist. Es kann sich nur um einen automatischen Sender handeln, der noch immer Daten ausstrahlt. Für uns ist er ohne jede Bedeutung. Aber ich habe noch andere Signale aufgefangen, zum Teil sogar Sprechfunk. Es gibt also auch noch andere Amateure, die Kontakt suchen. Bisher erhielt ich noch keine Antwort.«

»Das Gerät ist vielleicht zu schwach.«

»Ich werde morgen versuchen, die Sendekapazität zu verstärken, Mark. Für heute reicht es mir wirklich.«

Björn bezog das Zimmer zwischen den beiden Männern, und allmählich begannen sie sich wie in einer uneinnehmbaren Festung zu fühlen.

»Nun?« erkundigte sich Mark, als Björn das Mädchen in Kammer 276 lange genug betrachtet hatte. »Meinen Sie nicht auch, daß wir versuchen sollten, sie aufzuwecken?«

»Dort, wo ich herkomme, gibt es auch schöne Mädchen und Frauen, aber sie schlafen nicht. Glauben Sie nicht, daß das Risiko zu groß wäre?«

»Einmal müssen wir es versuchen!«

»Was sagt Gerald dazu?«

»Abwarten, sagt er. Wir warten nun aber schon mehr als drei Monate. Alles haben wir durchsucht und eine Menge Informationen gefunden, aber keine einzige, die den Weckvorgang betrifft. Wenn die Frauen und Männer in den Eiskammern nicht bis in alle Ewigkeit dort liegen bleiben sollen, werden wir es versuchen müssen. Es gilt nur, die Automatik auszulösen, und zwar derart, daß die pausenlos arbeitet. Gerald und ich wissen nicht, warum das bei uns der Fall war, wir nehmen aber an, daß es ein Zufall gewesen ist, meinetwegen ein technisches Versagen, das zum Glück für uns gut ablief.«

Björn wollte etwas erwidern, aber im Hintergrund rief Gerald, der noch immer mit seinem Funkgerät beschäftigt war:

»He, ihr beiden, kommt mal her! Ich habe Kontakt!«

Sie vergaßen die Schlafenden und rannten zu dem Physiker, der wortlos auf seine Kopfhörer deutete. Auf dem kleinen Bildschirm flimmerte es in unregelmäßigen Zeitabständen, so als zeichneten sich dort die akustischen Impulse ab.

»Der Sender muß im Norden liegen«, flüsterte Gerald, der die Ungeduld seiner Gefährten begriff, den Kontakt aber nicht unterbrechen wollte. Er schaltete plötzlich auf Senden und sprach in das Mikrofon: »Ich verstehe Sie gut. Geben Sie mir Ihre Position bekannt. Meine kann ich Ihnen leider nicht geben, da ich sie nicht kenne. Jedenfalls Westküste, Pazifik. Welche Jahreszeit haben wir?«

Wieder lauschte er, dann schaltete er abermals um.

»Ich verstehe nicht. Wieso können Sie mir meine Position mitteilen?« – »Sie besitzen ein Peilgerät? Ihre

Position ist San Francisco – verstanden. Wenn unsere Position südlich Monterey sein sollte, sind wir nur zweihundert Kilometer voneinander getrennt.« – »Nein, wir nicht, aber in der Nähe gibt es Kannibalen, die stammen von direkt Überlebenden ab.«

Sie konnten nur hören, was Gerald sagte, aber der Zusammenhang war klar. Mark legte den Zeigefinger auf den Mund und schüttelte den Kopf. Er wollte vermeiden, daß Gerald zuviel über sie verriet. Er war mißtrauisch.

»Gut, ich bleibe auf Empfang und warte.« Gerald nahm die Kopfhörer ab. »Was ist, Mark? Wir haben Verbindung zu zivilisierten Menschen, begreifen Sie doch! Ein Teil von ihnen war ebenfalls eingefroren und wurde durch Überlebende aufgeweckt. Der Mechanismus arbeitete einwandfrei. Sie wollen uns helfen.«

»Können wir sicher sein, daß sie uns nicht hereinlegen? Sie mögen zivilisiert sein, aber fast ein halbes Jahrtausend ist eine lange Zeit. Wenn es uns gelänge, die hier Schlafenden einzeln zu wecken und in die Realität einzuführen, besäßen wir eine gewisse Kontrolle. Jetzt aber werden wir mit einer uns unbekanntem Zivilisation konfrontiert.«

Gerald zuckte die Schultern.

»Wir können es nicht mehr ändern, denn sie haben unsere Position. Vielleicht haben Sie recht, Mark, vielleicht auch nicht. Jedenfalls bauen wir noch Gewehre für den Notfall. Fangt schon an, ich bleibe beim Gerät.«

In der Werkstatt sagte Björn zu Mark:

»Sie haben recht – ich habe auch ein verdammtes Gefühl.«

»Wir müssen sie kennenlernen, bevor sie die Pyramide öffnen«, erwiderte Mark. »Ich werde mich darum kümmern, und Gerald muß mir dabei helfen ...«

Drei Tage später hatten sie die Fernsehanlage installiert.

Gerald hatte in den Werkstätten alles gefunden, was er dazu benötigte. Die kleine Kamera saß in einem drehbaren Gestell auf dem Gipfel der Pyramide. Der Strom lief durch ein Kabel, das sie so unauffällig wie eben möglich neben dem Antennenkabel verlegten. Es war ihnen abermals nicht gelungen, einen direkten Ausgang innerhalb des zusammengestürzten Gebäudes zu finden.

Der Bildschirm stand neben dem Funkgerät, roh in einem Rahmen befestigt und durch ein weiteres Kabel mit der Kamera verbunden. Ein winziger Motor bewegte die Kamera nach allen Seiten.

Das Bild war verschwommen und undeutlich, aber es genügte. Sogar die ferne Hügellandschaft, in der die Kannibalen wohnten, war zu erkennen.

Seit der Nachricht vor drei Tagen, daß die fünf Pyramiden die ehemalige Versuchsstation »Big Sur« südlich von Monterey in Kalifornien sein müsse, gab es keinen Funkkontakt mehr.

Gerald, der Wache vor dem Bildschirm hatte, sagte zu Mark, der ihn ablösen kam:

»Sie scheinen recht zu haben, Mark. Warum melden sie sich nicht mehr? Wenn wirklich eine Expedition unterwegs ist, müßten sie uns doch unterrichtet haben. Es sieht so aus, als wollten sie uns absichtlich im Ungewissen lassen. Aber warum?«

Mark nahm seinen Platz ein.

»Warum – das weiß ich auch nicht. Aber ich fühle, daß sie etwas von uns wollen. Und sie wissen, daß wir es ihnen nicht freiwillig geben.«

»Sie erkundigten sich nach den Schlafenden, Mark. Ob das etwas zu bedeuten hat?«

»Normales Interesse, vielleicht. Machten sie Andeutungen, ob sie uns helfen können? Keine diesbezüglichen Fragen?«

»Keine.«

Sie schwiegen eine Weile, dann meinte Mark:

»Wir lassen nur einen von ihnen zu uns herein, die anderen sollen warten, bis wir ihre Absichten kennen.«

»Ein guter Vorschlag«, stimmte Gerald zu und ging, um einige Stunden zu schlafen.

Nachts gab es natürlich keine Beobachtung. Außer einem grauen Schimmer war nichts zu erkennen. Die unter Strom stehende Tür schützte sie jedoch.

Am nächsten Tag entdeckte Björn auf dem Fernsehschirm einige dunkle Punkte, die sich aus nördlicher Richtung her auf sie zubewegten. Er alarmierte die beiden anderen. Gerald versuchte, das Bild schärfer einzustellen, was ihm nach einigen vergeblichen Versuchen auch gelang.

»Drei Fahrzeuge!« stieß Mark verblüfft hervor. »Wo haben sie denn die her?«

»Wir haben ja auch ein Radio und ein Fernsehgerät«, erinnerte ihn Gerald trocken. »In Frisco gibt es bestimmt noch gut erhaltene unterirdische Parkplätze, nur frage ich mich, wie sie die Dinger nach so langer Zeit wieder in Betrieb genommen haben. Wahrscheinlich Stromspeichermotoren, darum sind sie auch so langsam.«

Sie warteten und beobachteten die Annäherung der

drei Lastwagen ... Drei fertige Gewehre lagen nebeneinander auf dem Tisch. Sie waren geladen und am Vortag noch eingeschossen worden.

Mark deutete auf den Schirm.

»Die Kannibalen – sie kommen direkt von Osten. Das Gelände ist unübersichtlich. Ich fürchte, das gibt Ärger. Was sollen wir tun?«

Gerald stand auf und ging zum Funkgerät. Die Frequenz war noch eingestellt. Mehrmals rief er die Station in San Francisco, dann schaltete er auf Empfang. Eine Weile war nichts zu hören, dann meldete sich jemand. Er sprach mit unbekanntem Akzent und anders als der Mann vor wenigen Tagen.

»Ja, was ist los?«

Gerald zögerte, denn eine solche Frage war unter den gegebenen Umständen mehr als merkwürdig. Die Welt war so gut wie leer, und irgendwo in einem Trümmerhaufen der untergegangenen Welt saß ein Mann vor dem Radio und hörte die Stimme eines anderen Menschen und fragte dann, was los sei!

»Warum haben Sie sich nicht mehr gemeldet? Wir hatten vor vier Tagen Kontakt mit Ihnen. Sie wollten uns eine Expedition schicken.«

Nach einer kurzen Pause kam die Antwort:

»Ja, richtig, die Leute sind unterwegs und müssen bald eintreffen. Was wollen Sie eigentlich, wenn die Frage erlaubt ist? Bisher lebten wir hier in Frieden, und nun ist der Teufel los. Wir wollen für uns bleiben, verstehen Sie? Viele Menschen waren schon einmal der Tod unseres Planeten, und nun wollen Sie möglichst schnell dafür sorgen, daß es abermals so kommt. Ach, Mann, schalten Sie ihren Kasten ab und halten Sie den Mund ...!«



Gerald erhielt keine Antwort mehr, obwohl er mehrmals anfragte. Nachdenklich kehrte er zu den anderen zurück.

»Merkwürdig«, beendete er seinen Bericht. »Meiner Meinung nach muß es mindestens zwei Gruppen geben, deren Auffassungen sehr unterschiedlich sind. Die einen wollen isoliert bleiben, die anderen jedoch wünschen den Aufbau einer neuen Zivilisation. Es sieht so aus, als gehörten die Leute auf den Fahrzeugen zur zweiten Gruppe. Wir müssen ihnen helfen.«

Die Wilden hatten sich den Lastwagen bis auf knapp zwei Kilometer genähert. Sie begannen, ihren Opfern den Weg abzuschneiden.

»Lächerlich«, knurrte Björn. »Wenn sie Autos haben, dann haben sie auch wirksame Waffen. Warum sollen wir unsere Position preisgeben?«

Aber er wurde überstimmt. Sie schalteten den Strom ab und verließen ihren sicheren Zufluchtsort. Mit drei Gewehren und dem Feldstecher bewaffnet, klotzten sie an der Pyramide hoch und suchten sich einen geeigneten Beobachtungsort. Die Fahrzeuge waren noch etwa dreitausend Meter entfernt.

»Außer Schußweite«, sagte Gerald. »Hoffentlich kommen sie noch näher, ehe die Wilden angreifen.«

Dann aber erlebten sie eine Überraschung.

Auf dem vordersten der drei Fahrzeuge blitzte es plötzlich auf, und wenige Sekunden später detonierte mitten zwischen den immer noch geduckt vorschleichenden Kannibalen eine Granate.

Mehrere der Wilden blieben regungslos liegen, während die Überlebenden in panischer Angst davonrannten und versuchten, sich in Sicherheit zu bringen. Ein zweiter Schuß streckte abermals die

Hälfte von ihnen nieder, während der Rest in einem Buschwald verschwand.

»Geschütze, Donnerwetter!« sagte Gerald ein wenig konsterniert.

»Und denen wollten wir mit unseren selbstgebastelten Gewehren helfen!« Björn deutete nach unten. »Ich schlage vor, wir verschwinden in unserem Versteck.«

»Wir werden mit ihnen verhandeln müssen«, sagte Mark, während sie nach unten kletterten. »Es ist Ihnen doch klar, Gerald, daß sie die Tür aus den Angeln schießen können, wenn sie auf die Idee kommen sollten. Wir müssen ihre Absichten herausfinden.«

Über den Bildschirm beobachteten sie das weitere Vordringen der Gruppe aus San Francisco. Sie schienen unschlüssig zu sein, welcher der fünf Pyramiden sie sich zuerst zuwenden sollten, aber dann hielten sie an und stiegen aus. Jetzt erst hatten die drei Männer in der Hibernationsanlage Gelegenheit, ihre mehr oder weniger erwünschten Besucher eingehend zu studieren.

Sie trugen unterschiedliche Bekleidung. Hosen aus farbigen Stoffen, gestrickte Pullover und bunte Hemden, dazu einige Jacken ohne jeden Schnitt. Die Männer, die wartend um die Fahrzeuge herumstanden, ähnelten einer Horde von wilden Piraten.

Das aber war nur der erste und sicherlich nicht richtige Eindruck, wie die heimlichen Beobachter bald feststellen mußten. Einige Befehle wurden gebrüllt, und dann wendeten die Fahrzeuge. Die Buggeschütze zeigten nach Osten, während die Heckkanonen gegen die Pyramiden gerichtet wurden.

Ein Mann, der sich rein äußerlich nicht von den anderen unterschied, teilte den Haufen in verschiedene Gruppen ein, dann begann die Suche.

Gerald lehnte sich zurück.

»Eine Möglichkeit haben wir vergessen«, sagte er. »Wie sollen wir uns mit ihnen verständigen, wenn sie kein Funkgerät mit sich führen?«

»Wir hätten eine Lautsprecheranlage bauen sollen.«

»Richtig, Mark, aber daran denken wir zu spät. Doch warten wir ab. Bei ihrer offensichtlichen Intelligenz wird es nicht lange dauern, bis sie den Eingang finden. Die Tür ist zwar unter Strom gesetzt, aber nicht fest verschlossen. Wir werden uns also mit ihnen unterhalten können. Dann stellen wir unsere Bedingungen.«

Mark war nicht ganz so zuversichtlich.

»Die Frage wird sein«, befürchtete er, »wer wem seine Bedingungen stellen wird.«

Björn verhielt sich schweigsam.

Immer und immer wieder schwenkte die Kamera, aber es war unmöglich, sämtliche Trupps unter Kontrolle zu halten. Zwei oder drei Gruppen verschwanden hinter den anderen Pyramiden, andere bewegten sich ziellos hin und her, während der Anführer der Expedition mit einigen Leuten die Südpyramide, unter der die Hibernationsanlage verborgen lag, genauer untersuchte. Es dauerte keine fünf Minuten, bis der Eingang entdeckt wurde.

Dr. Keller hatte bereits hundertmal den Tag verflucht, an dem er in der kanadischen Anlage vor nun mehr als zehn Jahren geweckt worden war. Auf der einen Seite froh, dem Leben wiedergegeben worden zu

sein, erschütterte ihn die trostlose Situation der verbliebenen Menschheit. Mit realistischem Blick erkannte er, daß niemand aus der Katastrophe Nutzen gezogen hatte und die alten Fehler abermals begangen wurden.

Der Mensch hatte nichts dazugelernt.

Zusammen mit knapp fünfzig »Aufgeweckten« hatte er die lange Wanderschaft nach Süden gewagt, war Räuberbanden erfolgreich ausgewichen, hatte angreifende Kannibalen bekämpft und war schließlich mit dreißig Überlebenden in San Francisco auf die ersten zivilisierten Menschen gestoßen.

Zivilisiert – in Führungszeichen.

Sie waren die Nachkommen jener, die in der Riesenstadt Frisco den Untergang wie durch ein Wunder überlebt hatten. Sie mochten Jahre hindurch in Schutzbunkern gehaust haben, die sie gegen jeden Eindringling verteidigt hatten. Lebensmittel gab es wahrscheinlich genug, und die Luft wurde künstlich erzeugt. Als sie sich dann endlich zur Oberfläche emporwagten, fanden sie eine Welt vor, deren Atmosphäre gerade begann, sich zu regenerieren. Überall wucherte Vegetation und erzeugte neuen Sauerstoff. Das Leben ging weiter.

Die beiden Gruppen standen sich zuerst mißtrauisch gegenüber, bis jede Gruppe einsah, daß eine Vereinigung für sie nur von Vorteil sein konnte.

San Francisco war eine Termitenstadt, und das im wahrsten Sinne des Wortes. Die ins Riesenhafte vergrößerten Ameisen beherrschten ganze Stadtteile und fielen über alles her, was sich nur bewegte. Wenn sie keine Beute fanden, fraßen sie sich gegenseitig auf. Kannibalismus war an der Tagesordnung, wenn ein-

zelne Arten auch schon begannen, sich auf reine Pflanzenkost umzustellen.

Die Gruppe der Menschen in der Stadt wuchs durch die Vereinigung auf tausend Seelen an. Dr. Keller mit seinen dreißig Männern und Frauen brachte das Wissen der Vergangenheit mit, und kombiniert mit den Kenntnissen der rauhen Gegenwart und der unterbewußten Erinnerung an die Katastrophe bildete sich eine widerstandsfähige Keimzelle der neuen Menschheit.

Aber dann traten die Gegensätze immer mehr zutage.

Die »Eingeborenen«, wie man die Nachkommen der Überlebenden von San Francisco nannte, glaubten mit fanatischem Eifer, aus den Sünden der Urväter gelernt zu haben. Sie wünschten keinen Aufbau einer neuen Zivilisation und verzichteten darauf, die Errungenschaften der versunkenen Technik, die es überall in den unterirdischen Lagern noch gab, sinnvoll einzusetzen. Sie wünschten keinen Kontakt mit anderen Gruppen und vernichteten sämtliche Unterlagen über vielleicht noch existierende Tiefschlafanlagen.

Die Gruppe um Dr. Keller war gegenteiliger Meinung. Sie mußten einige Argumente ihrer politischen Gegner anerkennen, wiesen jedoch immer wieder darauf hin, daß nun die Chance für die Menschheit bestünde, mit einem Riesenvorsprung neu zu beginnen. Die Welt war leer, aber die Kenntnisse von Jahrtausenden standen denen zur Verfügung, die den Untergang – so oder so – überlebt hatten.

Eine Radiostation wurde eingerichtet, aber sie unterstand einer gemeinsamen Kontrolle. Man empfing

Funksignale aus aller Welt, aber man beantwortete sie nicht. Damit waren beide Gruppen aus verschiedenen Motiven heraus einverstanden. Die »Eingeborenen« wünschten ohnehin keinen Kontakt, und Dr. Keller suchte nur nach »Aufgeweckten«, nach Menschen aus seiner eigenen Zeit.

Damit wurde ihm klar, daß es zwei Arten von Menschen gab.

Die Spaltung hatte begonnen, ehe die Vereinigung vollzogen werden konnte.

Dann kam der Tag, an dem sich Big Sur meldete.

Dr. Keller wußte aus Unterlagen, die er in einem wissenschaftlichen Labor gefunden hatte, daß es in den USA mindestens sieben Hibernationszentren gegeben hatte. Eines davon war Big Sur.

Gegen den Widerstand der Opposition brach er mit einer Expedition auf, um die Menschen seiner eigenen Zeit zu finden.

Als sie die näher kommenden Schritte vernahmen, wußten sie, daß die Entscheidung kurz bevorstand. Im Widerstreit ihrer Emotionen blieben sie unentschieden und abwartend. Selbst Gerald hatte seine erste Begeisterung verloren und fingerte nervös an seinem Gewehr herum.

Die gesamte Verantwortung, das spürte Mark plötzlich, lastete auf seinen Schultern.

»Gerald, bleiben Sie in der Nähe des Stromverteilers, damit die Leitung jederzeit für Sekunden unterbrochen werden kann. Björn, Sie halten sich mit schußbereitem Gewehr in meiner unmittelbaren Umgebung auf. Ich selbst werde mit unseren Besuchern reden.«

Wortlos befolgten sie seine Anweisungen.

Die Schritte draußen hielten an. Stimmen waren zu hören, laut und deutlich. Die Eindringlinge berieten sich. Sie hielten sich zurück, denn wahrscheinlich hatten sie die Warnung mit dem Blitzzeichen entdeckt.

Dann rief einer:

»Hallo, ist da jemand?«

Mark trat einen weiteren Schritt vor. Der Spalt in der Tür war nur fingerbreit.

»Wir haben Sie erwartet«, sagte er. »Es scheint, daß Sie Meinungsverschiedenheiten haben, und wir müssen wissen, mit wem wir es zu tun haben, ehe wir Sie hereinlassen. Ich hoffe, Sie verstehen unseren Standpunkt.«

»Durchaus. Mein Name ist Dr. Keller. Ich wurde in einer kanadischen Hibernationsanlage vor zehn Jahren geweckt und suche nach weiteren Geweckten und auch funktionsfähigen Anlagen. Ich glaube, Sie und wir haben die gleichen Interessen.«

»Durchaus möglich, aber nach dem Funkverkehr, den wir mit Ihrer Gruppe in San Francisco hatten, dürfte Vorsicht geboten sein. Die Tür steht unter Strom. Sind Sie damit einverstanden, daß wir Sie, Dr. Keller, hereinlassen und mit Ihnen reden? Würden Sie Ihren Leuten den Befehl geben, draußen auf die Entscheidung zu warten?«

Die Antwort kam sofort:

»Wenn Sie es so wünschen, gern. Ich habe nichts zu befürchten. Ich bin überzeugt, wir werden uns einigen, sobald wir unsere gegenseitigen Probleme kennengelernt haben.«

»Gut. Dann schicken Sie Ihre Leute jetzt weg. Wenn

das geschehen ist, geben Sie uns ein Zeichen. Wir werden den Strom dann für genau die Zeit abschalten, die notwendig ist, um die Tür kurz zu öffnen und wieder zu schließen.«

Draußen auf dem Gang gab es einen kurzen Wortwechsel, dann entfernten sich Schritte. Keller rief:

»Ich bin jetzt allein.«

Mark nickte Gerald zu, der neben dem Verteiler stand. Björn richtete sein Gewehr auf die Tür.

»Drücken Sie die Tür auf und kommen Sie herein!«

Dr. Keller mochte über fünfzig Jahre alt sein. Er trug einen schlecht sitzenden Anzug und lange Haare. Er sah nicht so aus, wie man sich einen Wissenschaftler vorstellte. Als sich die Tür wieder hinter ihm geschlossen hatte, drehte er sich um und betrachtete Mark neugierig. Dann nickte er:

»Ja, es muß stimmen! Sie tragen noch Kleidung aus jenem Stoff, den es nur vor der Katastrophe gegeben hat. Sie stammen aus meiner Zeit.« Er lächelte. »Verzeihen Sie, darüber können wir später noch sprechen. Sagen Sie Ihrem Leibwächter, er soll das Gewehr wegnehmen – sein Anblick macht mich nervös.«

Mark reichte ihm die Hand.

»Ich bin Dr. Mark Tennan, Physiker. Geboren 1953, eingefroren im Jahr 1998. Aufgewacht vor drei Monaten. Dies hier ist Dr. Gerald, ebenfalls Physiker. Er stammt auch aus dieser Anlage. Björn ist vor fünf Jahren aus Norwegen gekommen. Er ist ein Nachkomme von Überlebenden.«

Dr. Keller schüttelte auch die Hände der anderen. Dann erst sah er sich aufmerksam um und betrachtete voller Interesse die Reihen der noch verschlossenen Eiskammern. Befriedigt nickte er dann.



»Ausgezeichnet, Dr. Tennan, ganz ausgezeichnet! Ich verstehe ja die Bedenken der Opposition in Frisco, aber der Fortschritt läßt sich nicht durch egoistische Standpunkte aufhalten.« Er sah wieder Mark an. »Sie wurden bereits 1998 in den Tiefschlaf versetzt, sagen Sie? Dann bin ich wesentlich älter als Sie, mein Freund. Ich habe noch das Jahr 2112 zum Teil erlebt.«

»Dann haben Sie den Anfang vom Ende miterlebt?«

»Das Ende, ja! Der Beginn zeichnete sich bereits in Ihrem Jahrhundert ab.« Er nickte in Richtung der Kammern. »Ich bin – oder war – Biologe und arbeitete an der Entwicklung der neuen Methode der Hibernation mit. Ich sehe, man hat sie auch hier angewendet. Es wird kein Problem sein, sie aufzuwecken.«

Mark griff nach seinem Arm.

»Sie meinen ... Sie glauben, es wäre möglich?«

Dr. Keller machte ein erstauntes Gesicht.

»Natürlich ist es möglich. Sie haben genügend Energie zur Verfügung. Die Schaltanlage für die Weckautomatik wird sich unter diesem Raum befinden, allerdings dürfte der atmosphärische Thermostat, der sich normalerweise so hoch wie möglich über der Anlage befindet, zerstört worden sein. Wir müssen den Vorgang also künstlich auslösen.«

Mark dämpfte den Eifer des Biologen.

»Nichts darf überstürzt werden, Dr. Keller. Es sind noch einige Fragen zu klären, bevor wir die Tür für die anderen öffnen. Haben Sie nur Ihre eigenen Leute bei sich, oder machten auch Angehörige der Opposition die Fahrt von Frisco hierher mit? Glauben Sie, daß die Gefahr einer Sabotage besteht?«

»Nicht alle ›Neuen Menschen‹ wollen strikt mit der Vergangenheit brechen. Es gibt auch unter ihnen genügend Stimmen, die bereit sind, das Erbe zu übernehmen, allerdings vertreten sie die Ansicht, man dürfe die alten Fehler nicht wiederholen. Nun, wir sind der gleichen Auffassung. Aber schließlich sind es ja wir, die ›Alten Menschen‹, die zum Teil diese Fehler begingen und die Folgen selbst erlebten. *Wir* sind es, die gelernt haben sollten. Und je mehr wir sind, desto besser für uns alle.«

Zum ersten Mal mischte sich nun auch Gerald in die Diskussion.

»Glauben Sie daran, Dr. Keller, daß sich die beiden Gruppen friedlich vereinigen können? Gibt es eine Basis?«

Keller nickte, ohne zu zögern.

»Und ob es eine Basis gibt! Der Wille zum Überleben ist gemeinsam vorhanden, nur unterscheiden sich die beiden Gruppen in ihrer Denkweise. Die Ausgangspunkte sind unterschiedlich, aber das Ziel ist dasselbe. Die beste Grundlage für einen Kompromiß, nicht wahr?«

»Ich stimme Ihnen zu«, sagte Gerald.

Keller sah Mark fragend an. Als die erwartete Antwort noch ausblieb, meinte er:

»Haben Sie etwas einzuwenden, wenn ich mir die Anlage näher ansehe? Sie können inzwischen darüber beraten, wie Sie sich zu entscheiden gedenken. Björn kann mich im Auge behalten, wenn Sie noch einen Verdacht gegen mich hegen.«

»Einverstanden, Dr. Keller. Geben Sie uns zehn Minuten.«

Mark und Gerald verschwanden im Restaurant,

während Björn mit seinem Gewehr ständig in der Nähe Kellers blieb, der mit wissenschaftlichem Interesse die Robotautomatik untersuchte und einzelne Schilder auf den Kammern studierte. Mehrmals nickte er zufrieden.

Als sie saßen, sagte Mark:

»Hören Sie zu, Gerald, wir dürfen sie jetzt nicht mehr fortschicken. Sind Sie der gleichen Meinung? Welchen Eindruck haben Sie von Keller?«

»Er kann uns helfen, und er meint es sicherlich ehrlich. Ich bin dafür, daß wir ihm und uns eine Chance geben. Daß er über eine große Anhängerschaft und auch über eine gewisse Macht verfügt, beweist allein die Tatsache, daß er sich jahrelang mit dreißig ›Alten Menschen‹ gegen eine Übermacht von nahezu tausend ›Neuen Menschen‹ durchzusetzen verstand. Wir haben es mit einer zivilisierten Gruppe zu tun, nicht mit Wilden und Kannibalen. Ich stimme dafür, daß wir es wagen.«

»Gut.« Mark erhob sich. »Gehen wir und sagen wir es ihm ...«

## 7.

»Eine Kollegin ist genau das, was ich suche«, sagte Dr. Keller und drehte sich zu Mark um. Sie standen vor der Kammer mit der Seriennummer 276. »Sie mag als Assistentin äußerst wertvoll sein.«

Marks Gesicht drückte Unentschlossenheit aus. Seit drei Tagen bereits studierte Keller die Anlage und insbesondere die Auslöseautomatik im Reaktorraum. Die Hälfte seiner Begleiter hatte es vorgezogen, an der Oberfläche bei den Fahrzeugen zu bleiben und auch dort zu kampieren. Die restlichen waren im »Hotel« untergebracht worden. Sie verhielten sich diszipliniert und zurückhaltend. Es war zu keinerlei Zwischenfällen gekommen.

»Wie weit sind Sie mit Ihren Studien, Doktor? Glauben Sie, daß wir es schaffen werden?«

»Ein gewisser Grad an Unsicherheit muß einkalkuliert werden«, gab Keller freimütig zu. »Es ist durchaus möglich, daß wir Fehlschläge in Kauf nehmen müssen, aber wenn wir nur die Hälfte erfolgreich wecken ...«

Mark warf einen Blick auf die Sichtluke.

»Tun Sie mir einen persönlichen Gefallen, Dr. Keller?«

»Und der wäre?«

»Wecken Sie Sylvia Bergner nicht als erste auf, und wenn Sie noch so dringend eine Assistentin benötigen.«

Keller schmunzelte verständnisvoll.

»O ja, sie ist sehr hübsch. Sie wurde zu Ihrer Zeit eingefroren. Kennen Sie sie?«

»Nein. Aber ich möchte das nachholen.«

»Natürlich verstehe ich Ihren Wunsch, und er ist leicht zu erfüllen. Auf einen Tag mehr oder weniger kommt es nicht an. Ich überlasse Ihnen die Bestimmung jener Person, mit der wir anfangen. Wenn wir Erfolg haben, dürfen wir annehmen, daß wir auf dem richtigen Weg sind.« Er trat einen Schritt zurück und wechselte abrupt das Thema. »Sind Sie mit meinen Leuten zufrieden?«

»Gerald ist mit ihnen zu den anderen Pyramiden unterwegs. Sie versuchen, Eingänge freizulegen. Wir sind sicher, daß eventuelle weitere Anlagen noch unversehrt im Innern erhalten geblieben sind.«

Sie schritten die Reihen der Kammern ab und entschlossen sich, den Versuch mit einem noch jungen und sehr hübschen Mädchen zu beginnen, das als »Studentin nexialistischer Wissenschaften« ausgewiesen wurde. Es gab mehr Frauen als Männer in den Kammern, was Keller zu der sarkastischen Bemerkung veranlaßte, die Zukunft der »Alten Menschen« sei nun gesichert.

Sie leiteten den Weckvorgang gemeinsam ein.

Etwa zwanzig Männer, mit Spaten und Spitzhacken aus der landwirtschaftlichen Vorratskammer bewaffnet, räumten die Erde am Fuß der zweiten Pyramide beiseite. Die Arbeit machte ihnen in der frischen Luft Spaß, und über mangelnde Verpflegung hatten sie sich auch nicht zu beklagen. In der Nähe patrouillierten Wachtposten mit weittragenden Gewehren, um das Arbeitskommando vor einem eventuellen Angriff der Kannibalen zu schützen.

Gerald leitete die Aktion. Er war davon überzeugt, daß sich unter den Pyramiden noch weitere Hiberna-

tionsanlagen oder zumindest wertvolle Archive befanden. Jeder Hinweis, den sie fanden, konnte die Zukunft der Menschheit sichern helfen.

Durch einen puren Zufall entdeckten sie den Eingang am späten Nachmittag. Einer der Arbeiter war auf Beton gestoßen. Die Tür ließ sich nicht öffnen und mußte gesprengt werden. Dahinter lag ein gut erhaltener Korridor. Stufen führten sowohl nach oben wie in die Tiefe.

Gerald mußte unwillkürlich an die Forscher und Entdecker seiner Zeit denken, die in die Pyramiden des afrikanischen Kontinents eindringen und die erstaunlichsten Dinge fanden. Er kam sich jetzt so ähnlich vor, nur mit dem entscheidenden Unterschied, daß diese Gebäude noch zu seinen Lebzeiten konstruiert worden waren und er auch wußte, von wem.

Starke Lampen erhellten die absolute Finsternis, die im Innern der Pyramide herrschte. Die Luft war schlecht und stickig. Nur langsam wurde sie von der nachdrängenden Atmosphäre der neuen Erde ersetzt. Sie durchsuchten zuerst die unter der Oberfläche gelegenen Räume. Es gab keine Hibernationsanlage, wohl aber die erhofften Archive.

In glasverschlossenem Vakuum standen die Reihen der Bücher an den Wänden der Archivräume, vor ihnen war in langen Ordnerkassetten die Kartei übersichtlich angebracht.

Gerald hielt die übereifrigen Begleiter zurück.

»Nicht so schnell, Freunde! Wir haben einen Schatz von unvorstellbarem Wert entdeckt – das Erbe unserer Vorfahren und damit ihr Wissen. Jede unbedachte Handlungsweise kann diesen Schatz für immer zerstören. Kommt, suchen wir weiter.«

Sie stellten fest, daß der größte Teil des Gebäudes in seinem Innern gut erhalten geblieben war. Nur die obersten Stockwerke mit den Büroräumen waren eingestürzt und hatten den Rest unter sich begraben, ohne Schaden anzurichten.

Es gab modernst eingerichtete Laboratorien, Vorlesungssäle, Projektionsräume mit betriebsfertigen Geräten und unzähligen Filmspulen, weitere Bibliotheken und Tonstudios. Alles in allem eine unerschöpfliche Informationsquelle, wenn systematisch vorgegangen und nichts beschädigt wurde.

Gerald erkannte die eventuelle Gefahr auf den ersten Blick.

»Leute, lassen wir das vorerst. Wenden wir uns der dritten Pyramide zu, vielleicht finden wir dort noch mehr. Wir werden hier den Eingang wieder schließen, damit die Kannibalen nicht eindringen können. Das, was wir hier gefunden haben, ist für die ganze Welt wichtig.«

Der Temperaturanzeiger stieg nur langsam.

Eine unsichtbare Ventilationsanlage saugte die eisige Kälte aus der noch verschlossenen Kammer ab und ersetzte sich durch frische und angewärmte Luft. Der Reif, der auf dem nackten Körper des Mädchens lag, verschwand allmählich. Das totenbleiche Gesicht nahm Farbe an, ebenso der blasse, schlanke Körper in der Wanne.

»Es sieht gut aus«, murmelte Dr. Keller zuversichtlich.

Inzwischen füllte sich das lauwarne Flüssigkeitsbad vor der noch immer verschlossenen Kammer. Die Automatik kam herbeigefahren und machte sich be-

reit, den Erweckten zu empfangen. Keller hatte festgestellt, daß immer nur einer der im Tiefschlaf Liegenden ins Leben zurückgeholt werden konnte. Der gesamte Vorgang würde etwa eine Stunde dauern.

»Das Bad enthält eine konzentrierte Nährlösung, die durch die Haut sofort in den Körper eindringt und die Organe aktiviert. In der kanadischen Anlage war es ähnlich, wenn sich einzelne Geräte auch von diesen hier unterschieden. Das Prinzip wird überall auf der Welt ähnlich gewesen sein.«

»Sie bewegte sich«, sagte Mark und trat vom Guckfenster zurück. »Jetzt kannes nicht mehrlange dauern.«

Langsam öffnete sich der Kammerdeckel. Ein Schwall kalter Luft fiel in den großen Saal und verteilte sich schnell. Mark schauderte unwillkürlich zusammen, als der nackte Körper des Mädchens mit samt der Wanne in das Wasserbad glitt. Die Automatik sorgte dafür, daß der Kopf nicht unterging. Kaum merklich hob und senkte sich die zarte Brust des Mädchens, dessen Augen noch immer geschlossen blieben.

»Sie braucht länger als ich«, hauchte Mark, aber Keller achtete nicht auf ihn.

Gerald war zurückgekehrt. Er hatte Björn nach oben geschickt. Zusammen mit einigen Leuten aus Frisco beobachtete er das Geschehen an der Weckanlage.

Der Roboter gab seine Injektionen und löste die Fesseln.

Die Flüssigkeit war abgesaugt worden. Ein warmer Luftstrom trocknete den Körper, und dann schlug das Mädchen die Augen auf und starrte die Gesichter über sich ohne jedes Zeichen von Verstehen an.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Mark beruhigend



und lächelte ihr zu. »Wir haben Sie aus dem Tiefschlaf geholt – das Leben hat Sie wieder ...«

Sie gab das Lächeln ein wenig unsicher zurück, dann bemerkte sie, daß sie nackt war. Für eine Sekunde nur zuckte ihre Hand, um die Blößen zu bedecken, aber dann lächelte sie schon wieder. Vorsichtig richtete sie sich auf.

»Danke«, murmelte sie kaum hörbar. »Es ist kalt.«

Mark rannte davon und kehrte Sekunden später mit seinem Bademantel zurück. Galant hielt er ihn Hilde Caroll hin, die mit Hilfe Kellers aus der Wanne stieg.

Sie schwankte, als sie einen Schritt gehen wollte, und Mark stützte sie.

»Es dauert ein paar Stunden, dann sind Sie frisch und munter wie früher«, sagte er und fügte hinzu: »Kommen Sie, ich bringe Sie in Ihr Zimmer. Es hört sich paradox an, aber nach einigen hundert Jahren Tiefschlaf braucht der Körper erst einmal Ruhe, um sich zu erholen.«

Willig ließ sie sich davonführen.

Gerald kam zu Dr. Keller.

»Sind Sie sicher, daß es kein Zufall war? Können wir sie alle aufwecken?«

»Ich denke, wir haben es geschafft. Konnten Sie draußen etwas finden?«

Gerald berichtete von ihrer Entdeckung. Er sprach die Überzeugung aus, daß ihr Fund ihnen viele Jahrzehnte natürlicher Weiterentwicklung ersparen könnte.

Keller teilte seine Meinung und leitete den nächsten Weckvorgang ein.

Es war Gerald gelungen, Funkkontakt zu weiteren Gruppen aufzunehmen. Es gab Überlebende in allen Teilen der Welt, aber nur wenige von ihnen hatten das Glück, Wissensgut der untergegangenen Zivilisation zu besitzen.

Am Oberlauf des Rio Grande, mehr als tausend Kilometer südöstlich von Monterey entfernt, lag El Paso. Mit der dort lebenden Gruppe unterhielt Gerald eine regelmäßige Verbindung. Täglich wurden Nachrichten ausgetauscht und Erfahrungen weitergegeben.

Vier Tage nach dem ersten Weckvorgang erhielt Gerald eine Nachricht von El Paso, die ihn beunruhigte. Zwar maß er ihr noch keine lebenswichtige Bedeutung bei, entschloß sich aber doch, den anderen Mitteilung davon zu machen. Zuvor holte er sich aus dem Archiv eine der alten Karten.

Keller war zur Oberfläche emporgegangen, um sich von einem Großteil seiner Leute zu verabschieden, die mit zwei Fahrzeugen nach San Francisco zurückzuführen. Er selbst blieb mit zehn anderen Wissenschaftlern zurück, versprach jedoch, in Kürze nachzukommen.

Im Restaurant saßen Mark, Björn und einige der geweckten Schläfer an zusammengedrängten Tischen. Hilde Caroll stand auf, als sie ihn kommen sah.

»Fein, Gerald, daß Sie uns Gesellschaft leisten wollen. Keller macht Pause, und da dachten wir ... was haben Sie denn da?«

Er legte die Karte auf den Tisch und setzte sich.

»Es scheint ein Problem zu geben«, sagte er nur.

Sylvia warf ihm einen erstaunten Blick zu.

»Ein Problem? Doch nicht wegen uns, hoffe ich ...«

Er lächelte.

»Ganz bestimmt nicht, Sylvia. Wir sind froh, daß wir nicht mehr allein sind. Nein, es ist etwas anderes. Sagen Sie, Björn, als Sie Europa verließen, wie sah es dort mit der Flora und Fauna aus? Ich meine, hatten Sie den Eindruck, daß sie den Menschen verdrängen könnte?«

Der Norweger sah Gerald verständnislos an.

»Ich verstehe nicht ganz, wie Sie das meinen. Verdrängen Pflanzen oder Tiere den Menschen?« Er schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht, daß eine solche Gefahr bestand. Wie kommen Sie denn darauf? Hat das mit dem erwähnten Problem zu tun?«

»Ich fürchte – ja, Sylvia, Sie sind Biologin, das Thema wird Sie besonders interessieren, und wahrscheinlich werden wir alle sehr bald Ihren Rat brauchen. Doch ich will nicht vorgreifen, denn die Leute in El Paso können sich auch irren. Ich hoffe es wenigstens. Aber wenn ihre Theorie stimmt ...«

Er schwieg.

»Gerald, tun Sie nicht so geheimnisvoll«, bat Mark. »Sagen Sie, was Sie wissen. Haben die Leute in El Paso Ärger mit Kannibalen oder anderen Wilden?«

»Es sind keine Wilden, Mark, die ihnen Sorgen bereiten, und die Gefahr ist auch älter als erst einige Tage. Die Anzeichen der drohenden Invasion aus dem Süden gibt es schon seit mehr als zwanzig Jahren, wie mir ein Wissenschaftler versicherte. Sie mehren sich jedoch in letzter Zeit.« Er legte den Finger auf die Karte, deutete auf Mexiko, fuhr auf dem schmalen Landstreifen Mittelamerikas weiter nach Süden, bis er den Norden Südamerikas erreichte. Schließlich legte er seine ganze Hand flach auf das Amazonasgebiet. »Das ist es, was wir alle vergessen haben!«

»Was für eine Invasion?« fragte Mark, erhielt aber keine Antwort, weil in diesem Augenblick Keller erschien und die Versammlung mit erstaunten Blicken musterte.

»Was wird denn hier beschlossen?« erkundigte er sich und nahm Platz.

Gerald wiederholte, was er bisher mitgeteilt hatte.

»Invasion? Amazonas?« Keller schüttelte den Kopf. »Ich verstehe kein Wort. Haben die Blasrohrindianer überlebt?«

»Die wurden in den Berichten aus El Paso nicht einmal erwähnt, Keller. Und nun hören Sie gut zu, ganz besonders Sie, Sylvia. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß einige Insektenarten das Chaos vor fünfhundert Jahren nicht nur überlebten, sondern daß ihre Gattung einen ungeahnten Aufschwung erlebte. Sie nahmen an Größe zu und konnten ihre Intelligenz steigern. Zum Glück starben viele Arten aus, und die überlebenden vermehrten sich nicht so sehr wie vor dem Weltuntergang. Wäre das geschehen, gäbe es uns heute nicht mehr. Sie hätten uns einfach überannt. Sie wissen außerdem, daß ich Funkkontakt mit Gruppen in allen Erdteilen unterhalte. In allen, bis auf Südamerika. Der ganze Erdteil scheint ausgestorben zu sein, soweit es den Menschen angeht.«

»Was hat El Paso damit zu tun?«

»Es ist die südlichste Gruppe, mit der ich Verbindung habe. Ein Vorposten, wenn Sie so wollen. Die Gruppe besteht aus etwa fünfhundert Menschen. Sie stammen ausschließlich von ehemals Überlebenden der Katastrophe ab, fanden jedoch auf ihren Streifzügen in den letzten hundert Jahren guterhaltene technische Ausrüstungen und lernten, mit ihnen umzu-

gehen. Daher auch das Funkgerät. Sie besitzen auch Feuerwaffen, aber keine Fahrzeuge. Immer wieder begegneten sie Kannibalen, rotteten sie jedoch fast völlig aus, nachdem Verständigungsversuche fehlschlagen. Dann stießen sie auf Ameisen und Riesenespen, konnten sich ihrer jedoch erwehren. Der Beschreibung nach sind es dieselben Arten, denen wir auch hier bei uns begegnen. Gefährlich zwar, aber nicht sehr zahlreich. Die Ameisen sind dunkelbraun, so wie bei uns. Wenigstens war das so bis vor etwa zehn oder zwanzig Jahren.«

Sylvia beugte sich vor.

»Und dann?«

Gerald sagte:

»Dann wurden sie plötzlich weiß und doppelt so groß.« Er lehnte sich zurück und sah wieder auf die Karte. »In so kurzer Zeit kann es keine Mutation gegeben haben, das erkannten auch die Leute in El Paso. Die Tiere gab es schon immer, aber sie hatten sich bisher noch nicht soweit vorgewagt. Es war einfach, ihren Spuren zu folgen. Diese Spur führte nach Südosten, nach Mittelamerika. Sehen Sie sich die Karte an. Guatemala, Yucatán, dann durch Kolumbien nach Brasilien – das Amazonasgebiet. Dort hatte sich die ehemals fingerlange weiße Termiten zu einem fliegenden Ungeheuer entwickelt. Viele Jahrhunderte gab der riesige Urwald Nahrung genug her. Wenn sie nun beginnen, nach Norden auszuwandern, so kann das nur bedeuten, daß die weißen Termiten es geschafft haben, den Dschungel des Amazonas abzufressen, oder daß ihre Zahl so gewaltig wurde, daß sie zum Zug nach Norden gezwungen werden.«

Sylvia war totenblaß geworden. Vielleicht begriff

sie als einzige der Anwesenden so schnell, was ihnen allen vielleicht bevorstand.

»Warum ist El Paso beunruhigt?« fragte Mark. »Gibt es Anzeichen dafür, daß die Termiten sich stark vermehren?«

»Sie tauchen immer öfter auf. Noch vor fünf Jahren, so berichtete man mir, gab es sie nur in kleinen Gruppen oder gar nur vereinzelt. Jetzt wurden die ersten Schwärme beobachtet. Sie fliegen eine kurze Strecke und lassen sich dann nieder, um auf Jagd zu gehen. Nichts ist vor ihnen sicher.«

Eine ganze Weile sagte niemand etwas.

Weißer Termiten – entsann sich Mark – waren schon zu seiner Zeit eine Gefahr gewesen, wenn auch nur in einigen Teilen der Welt. Auch in Afrika hatte es sie gegeben, aber man wurde ihrer Herr, als sie die Zivilisation zu bedrohen begannen. Mit modernen Bekämpfungsmitteln rottete man sie aus. Anders in Südamerika, im Amazonasgebiet. Hier mußte die weiße Termiten Zeit gehabt haben, sich weiterzuentwickeln. Das Gift, das die Menschheit vernichtete, gelangte nur in relativ kleinen Dosen hierher und gestattete die Anpassung. Selbst dann, als sich der Sauerstoffgehalt der Atmosphäre verringerte, schadete diese erneute Umstellung der widerstandsfähigen Gattung nicht. Sie überlebte und gedieh besser als je zuvor. Sie hatte keine Gegner mehr, aber einen halben Erdteil voll Vegetation, die ihr niemand streitig machen konnte. Jahrtausende der Evolution wurden übersprungen. Aus der fingerlangen Termiten wurde das fast ein Meter lange Monstrum mit den kräftigen Beißwerkzeugen, mit denen es einem Menschen in Sekundenschnelle den Kopf abschneiden konnte.

»Das ist furchtbar!« sagte Dr. Keller endlich.  
»Wenn sie niemand aufhält, werden sie bis San Francisco gelangen.«

Gerald lachte bitter.

»San Francisco? Lieber Dr. Keller, nicht nur bis hierher oder bis San Francisco! Sie werden ganz Nordamerika überschwemmen und jedes Leben auf diesem Kontinent ausrotten. Nichts mehr wird dann übrigbleiben. Und es wird ihnen auch irgendwie gelingen, den Ozean zu überqueren. In weiteren zehn Jahren haben sie die Welt erobert. Dann erst haben wir den endgültigen Weltuntergang, dann erst ...«

Kellers Gesicht zeigte plötzlich Entschlossenheit und Energie. Er beugte sich vor und sagte speziell zu Gerald:

»Versuchen Sie, möglichst ausführliche Berichte aus El Paso zu erhalten. Wie haben die Leute dort bisher die Termiten bekämpft?«

»Mit ihren Feuerwaffen. Sie bieten ein gutes Ziel, wenn sie angreifen, denn das geschieht meist auf dem Boden. Sie sind in der Luft äußerst ungeschickt und können sich kaum bewegen. Auf der Erde hingegen bewegen sie sich schnell und wendig. Zwei oder drei von ihnen genügen, um einen Menschen zu töten.«

Björn sagte:

»Hier innerhalb der Pyramide können sie uns nichts anhaben.«

Mark warf ihm einen strafenden Blick zu.

»Sie wollen hier den Rest Ihres Lebens verbringen, während draußen die Welt endgültig untergeht? Jetzt, da wir endlich einen neuen Anfang machen? Nein, das kann nicht Ihr Ernst sein, Björn.«

Der Norweger schwieg.

Sylvia wandte sich an Gerald:

»Sie haben doch Funkverbindung mit El Paso, nicht wahr? Wäre es möglich, daß ich mit einem Biologen oder einem anderen Wissenschaftler von dort sprechen kann? Ich benötige mehr Informationen. Vielleicht ist es sogar möglich, daß wir El Paso einen Besuch abstatten. Wir haben das Fahrzeug Dr. Kellers.«

»Fast anderthalbtausend Kilometer Wüste, Urwald und Gebirge.« Gerald schüttelte den Kopf. »Das können Sie vergessen, Sylvia. Es gibt keinen Weg nach El Paso. Ich kann Ihnen die Funkverbindung zur Verfügung stellen, und Sie können mit den Leuten dort sprechen, aber das ist alles.«

Dr. Keller hatte eine Weile schweigend auf seinem Platz gesessen und nur zugehört. Sein Gesicht war nachdenklich, als er schließlich sagte:

»Die ersten Berichte über weiße Riesentermiten müssen im zweiundzwanzigsten Jahrhundert erschienen sein. Damals hatten wir andere Sorgen, als uns darum zu kümmern. Immerhin kann ich mich entsinnen, daß aus privater Initiative heraus etwas unternommen wurde, aber ich weiß nicht mehr, was das war. Wir müßten Unterlagen finden, vielleicht in der zweiten Pyramide oder in Frisco.«

»Ich begleite Sie«, bot Sylvia Bergner an.

»Ja, danke, das wäre sehr freundlich von Ihnen. Bevor wir gehen, leiten wir den nächsten Weckvorgang ein. Wir werden bald jeden Menschen brauchen, um der Gefahr Herr zu werden.«

»Ist es so ernst?« fragte Mark verzweifelnd.

Keller nickte.

»Noch ernster«, sagte er und verließ den Raum. Sylvia folgte ihm.



Später durchstöberten sie die fachwissenschaftliche Bibliothek und fanden mehrere Hinweise auf die weißen Termiten, die schon in den Jahren um 2100 eine erhebliche Wachstumsrate zu verzeichnen hatten.

Im Verlauf von fünfzig Jahren verdoppelte die weiße Termiten ihre Größe, verlor aber an Fruchtbarkeit. Die Tiere unternahmen immer weniger Raubzüge außerhalb des Amazonasgebietes, dafür jedoch verwandelten sie den Dschungel in eine Todesfalle für jeden Eindringling.

Etwa drei Wochen später stand Gerald ein wenig blaß vom Funkgerät auf und eilte zu den anderen ins Restaurant. Die meisten der inzwischen Aufgeweckten hielten sich an der Oberfläche auf und legten den Eingang zur vierten Pyramide frei.

Gerald setzte sich zu Keller, der noch immer nicht nach San Francisco zurückgekehrt war. Er stand mit der Gruppe dort jedoch in ständiger Funkverbindung und hatten den Termitenalarm durchgegeben und um Unterstützung gebeten.

»Keller, ich fürchte, wir müssen uns beeilen«, sagte Gerald atemlos.

Keller sah auf.

»Sie sind blaß, Gerald. Ist Ihnen nicht wohl?«

»El Paso ist zum ersten Mal ernsthaft angegriffen worden. Der Bericht kam eben durch. Zum Glück konnten die Termiten zurückgeschlagen werden – mit Maschinengewehren!«

»Haben Sie eine Ahnung, um wieviel Ameisen es sich handelte? Wieviel wurden getötet?«

»Es müssen Hunderte gewesen sein, und die Hälfte

wurde erledigt. Die anderen flohen nach Süden, aber es kamen auch welche aus nordwestlicher Richtung.«

»Sie werden nicht viel Nahrung finden in der Wüste.«

»Es gibt genug Bäume, Sträucher und Gräser – und es gibt Menschen dort. Die Termiten machen keinen Unterschied. Mit Pfeil und Bogen ist ihnen kaum beizukommen.«

»Sie meinen, sie setzen ihren Vormarsch in Richtung Küste fort und könnten bis hierher gelangen?«

»Ich bin davon überzeugt.«

Dr. Hilde Caroll hatte Mark und Sylvia begleitet. Sie standen in der Bibliothek der fünften Pyramide, die erst gestern freigelegt worden war. Sie enthielt das größte chemische Labor, das man sich vorstellen konnte. Alle nur denkbaren Einrichtungsgegenstände waren vorhanden, und in den geräumigen Kellern lagerten Rohstoffe und Ausgangselemente für jeden nur möglichen Versuch. »Praktisch läßt sich hier alles herstellen, was man haben möchte, notfalls sogar Lebensmittel. Aber damit würden wir genau dort anfangen, wo die Menschheit endete.« Sie deutete zur Tür. »Gehen wir nach oben in die Bibliothek. Ich glaube, dort finden wir den Hinweis, den wir suchen. Ein Glück, daß mich Chemie schon immer ganz besonders interessiert hat.«

In der Abteilung für Chemie standen mehr Bücher, als in der zweiten Pyramide für sämtliche Wissensgebiete untergebracht waren. Auch hier half die Suchkartei Zeit sparen.

»Ich hab's!« rief Sylvia nach geraumer Zeit und deutete auf den Buchstabenschlüssel. »Hilde, suchen Sie unter KL-16, das wird es sein.«

Es war ein umfangreiches Werk über Insektenbekämpfung, das jedoch im Fall der Termiten kaum zu einer Lösung führen würde. Im Anhang jedoch wies der Verfasser auf einen Professor Juan Gomez hin, der in Brasilien im Jahre 2145 eine Bewegung zur Vernichtung der weißen Amazonastermite ins Leben gerufen hatte. Gomez mußte trotz der damals schon verzweifelten Situation noch Zeit gefunden haben, sich mit diesem Problem zu befassen. Die neuen Gesetze, so ging aus der kurzen Anmerkung hervor, verboten den Einsatz chemischer Kampfstoffe. Wenn Gomez trotzdem an einem solchen Mittel arbeitete, mußte es für Menschen und seine Umwelt ungefährlich sein.

»Suchen wir das Buch von diesem Gomez«, riet Mark. »Falls er überhaupt eins geschrieben hat. Zumindest sollte es eine Abhandlung über ihn geben.«

Immer häufiger fanden sie Hinweise auf Gomez. Der Gelehrte schien den verbliebenen Rest seines Lebens der Bekämpfung der Termiten gewidmet zu haben, die den Amazonasurwald auffraßen. Er sah klar voraus, daß sie eines Tages dieses Gebiet verlassen und die Menschheit bedrohen würden. Es gelang ihm, nach vielen vergeblichen Versuchen, endlich ein Mittel zu entwickeln, das die Termiten zwar nicht tötete, sie jedoch unfruchtbar machte.

»Was ist das für ein Mittel?« Mark hielt das Buch unschlüssig in der Hand. »Warum wird die Formel nicht genannt? Irgend jemand muß sie doch gekannt haben! Was haben wir sonst noch unter dem Namen Gomez, Hilde?«

»Eine Biographie, erschienen im Jahr 2149, also kurz vor dem Ende.« Sie betätigte die Taste mit der

entsprechenden Kennziffer, und Sekunden später hielt sie das Buch in der Hand. »Ein ganzer Wälzer über Gomez! Würde mich wundern, wenn wir da nicht den benötigten Hinweis finden.«

Sie nahmen das Buch und verließen die Pyramide. Während sie gingen, blätterte Hilde die Seiten um und las flüchtig. Dann sagte sie:

»Ich denke, das wird genügen, aber ich muß es in Ruhe lesen. Wir haben eine Formel gesucht, die gibt es aber nicht. Die Zusammensetzung geht aus dem Klartext hervor. Die entsprechenden Chemikalien finden wir im Labor.«

»Also kein Gift?« vergewisserte sich Mark. »Auf lange Dauer würde uns die Unfruchtbarkeit der Termiten weiterhelfen, aber was unternehmen wir im Augenblick? Wenn sie uns angreifen, müssen wir sie töten. Sonst töten sie uns.«

»Wir werden sehen«, erwiderte Hilde, mehr nicht.

Nicht alle Schläfer waren erfolgreich geweckt worden. Immerhin standen nun alle Kammern offen, und mehr als zweihundert Personen warteten darauf, nach San Francisco abtransportiert zu werden. Keller, Mark, Gerald und einige Wissenschaftler wollten bei den Pyramiden zurückbleiben. Wenn die Termiten El Paso überrannten oder einfach daran vorbeizogen, würden sie in der Gegend von Monterey die Küste erreichen und dann wahrscheinlich nach Norden abbiegen. Und im Norden lag San Francisco.

Die gemeinsame Bedrohung brachte die Gruppe in Frisco zur Vernunft. Eine Wagenkolonne wurde zusammengestellt, um die »Alten Menschen« abzuholen, die von Keller aus dem Tiefschlaf geholt worden

waren. Der Vormarsch der Termiten mußte aufgehalten werden.

Die fünf Lastwagen erreichten die Pyramiden ohne Zwischenfall. Selbst die Kannibalen hatten es nicht gewagt, die mechanischen Ungeheuer anzugreifen. Die zweihundert Aufgeweckten nahmen ihr Gepäck und kletterten in die Wagen, nachdem man diese entladen hatte. Mit kritischen Blicken musterten Keller, Mark und Gerald die Feuerwaffen, die man ihnen zum Kampf gegen die Termiten mitgeschickt hatte.

Automatische Maschinengewehre, die von einer Kommandostelle aus gesteuert werden konnten. Es gab im Augenblick keine andere Möglichkeit, einen eventuellen Angriff der Termiten abzuwehren, wenn sie in Massen auftraten, was zu erwarten war.

Der Abschied war kurz und schmerzlos. Die Funkgeräte würden die Verbindung nicht abreißen lassen, aber Keller benötigte Zeit, um die Sperre gegen die Termiten zu errichten. Es stand noch immer ein Lastwagen zur Verfügung, und schon in den nächsten Tagen würde man doch nach El Paso aufbrechen.

Die Idee stammte von Mark Tennen, und sowohl Keller wie auch Gerald sahen ein, daß es auf die Dauer keine andere Möglichkeit gab, wollte man die Gefahr nicht für alle Zeiten bannen.

## 8.

Tag und Nacht hielt sich Hilde Caroll mit Gerald im Laboratorium auf. Die Zusammenstellung des »Antibabypulvers« für die Termiten hatte sich als relativ einfach erwiesen, da alle Grundchemikalien in reichlicher Menge zur Verfügung standen.

Wenn das Mittel, von Professor Gomez vor nahezu dreihundert Jahren entwickelt, wirksam war, genügte allein das Einatmen der Staubpartikel, eine Termiten unfruchtbar zu machen, wobei es keine Rolle spielte, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechts war. Mark hatte sich die Mühe gemacht, die Karte genau zu studieren und einige Berechnungen anzustellen. Es gab nur eine einzige Möglichkeit, alle nach Norden vordringenden Termiten unfruchtbar zu machen, noch ehe sie El Paso oder gar San Francisco erreichen konnten.

Die Landenge zwischen Coatzacoalcos und Juchitan im Süden Mexikos! Dort betrug die Entfernung zwischen dem Atlantik und dem Pazifik nur zweihundert Kilometer. Wenn die Termiten nur wenige Kilometer fliegen konnten – El Paso hatte von zwei bis vier Kilometern gesprochen –, war es durchaus möglich, einen Riegel zu errichten, den sie unter allen Umständen überwinden mußten, und zwar einschließlich einer Zwischenlandung, bei der sie sich unweigerlich infizieren mußten. Sie konnten nicht aufs Meer ausweichen, denn wenn sie zum Land zurückkehrten, mußten sie ebenfalls in dem verseuchten Gebiet niedergehen.

Die Ladung im LKW reichte aus, eine Fläche von

eintausend Quadratkilometern mit dem Mittel zu versorgen. Die Wirkung hielt etwa zehn Jahre lang an, das würde genügen, der verbliebenen Menschheit den notwendigen Vorsprung zu verschaffen, der Gefahr Herr zu werden.

Inzwischen waren die automatischen Maschinengewehre auf den stumpfen Spitzen der Pyramiden installiert worden. Sie benötigten keine besondere Bedienung, denn die Radareinrichtung richtete die Läufe vollautomatisch auf ihr Ziel ein, wenn sie erst einmal aktiviert worden war. Jede Termite wurde abgeschossen, wenn sie sich den Pyramiden auf einen Kilometer näherte.

Keller, Mark Tennan und Sylvia Bergner kletterten in die Fahrkabine des LKW. Hilde Caroll und Gerald blieben mit den anderen Wissenschaftlern zurück. Niemand konnte wissen, wann oder wo man sich jemals wiedersehen würde.

Da man kaum mit Straßen rechnen konnte, hatte man beschlossen, die gebirgige Küstenkette in Richtung Süden entlangzufahren, um kurz von Los Angeles nach Osten in die Mohavewüste abzubiegen. In Richtung Yuma konnte man den Colorado umfahren und dem Flußlauf des Gila quer durch die nächste Wüste folgen. Hundert Kilometer nördlich von Lordsburg würde man den Oberlauf des Flusses verlassen und nach Südosten abbiegen, bis man den Rio Grande erreichte. Dann war es nicht mehr weit bis El Paso.

Insgesamt ungefähr eintausendfünfhundert Kilometer!

Es gab keine Treibstoff Schwierigkeiten, denn der kleine Reaktor unter der Motorhaube war uner-

schöpft, wenn man ein normales Menschenleben zum Maßstab nahm. Lebensmittel waren genügend vorhanden, auch Trinkwasser. Zwei Maschinengewehre hatte Mark auf dem Fahrerhaus aufmontiert. Außerdem führten sie Handwaffen und einige Gewehre mit. Der Rest des Laderaums war dem Termitenmittel vorbehalten.

Sie hatten das Gebirge links hinter sich gelassen und befanden sich mitten in der ehemaligen Mohawewüste. Sie sah anders aus als damals. Es gab richtige Wälder und meilenweit dichtes Buschland. Ab und zu entdeckte Mark sogar verlassene Feuerstellen, ein untrügliches Anzeichen für das Vorhandensein von Menschen.

Keller war auf die Ladefläche gestiegen und hatte das eine Maschinengewehr feuerbereit gemacht. Gleichzeitig übernahm er damit dem Posten des Ausgucks, denn in dem einsamen Wagen kamen sie sich vor wie auf einem Schiff, das die Weiten des Ozeans überquerte.

Nachts blieben sie in einer Senke, in deren Mitte sich Wasser angesammelt hatte. Sie fanden keine Fußspuren, trotzdem teilten sie Wachen ein. Der befürchtete Angriff erfolgte kurz nach Morgengrauen.

Sylvia sah die Bewegung draußen zwischen den Büschen, und da kein Lufthauch zu spüren war, konnte es sich nur um ein Tier oder um einen Menschen handeln. Oder um mehrere. Sie brauchte nur auf das Dach des Führerhauses zu klopfen, wenn sie die anderen wecken wollte, aber noch tat sie es nicht. Vielmehr richtete sie den Lauf des feuerbereiten Maschinengewehrs in die Gegend, in der sie die eventuellen Angreifer vermuten mußte.



Lange Zeit geschah überhaupt nichts, dann aber wurde die Stille durch das Geschrei aus rauhen Kehlen unterbrochen, das Sylvia für eine Sekunde lähmte. Sie sah die fast nackten Männer aus dem Gebüsch brechen und mit geschwungenen Lanzen und Keulen auf sich zurennen. Es widerstrebe ihr, die bedauernswerten Geschöpfe zu töten, deshalb jagte sie eine Geschoßgarbe dicht über die Köpfe der Wilden in die Luft.

Die Angreifer warfen sich entsetzt zu Boden. Es war offensichtlich, daß sie noch nie zuvor mit Feuerwaffen konfrontiert worden waren. Regungslos blieben sie liegen, Arme und Beine weit von sich gestreckt und die Gesichter halb im Boden vergraben.

Mark und Keller kamen mit ihren Handwaffen aus dem Führerhaus. Sie sahen auch ohne Erklärung, was geschehen war. Vorsichtig näherten sie sich den erschreckten Menschen.

»Warum greift ihr uns an?« fragte Keller und bemühte sich, deutlich zu sprechen. »Habt ihr Hunger? Wir geben euch zu essen.«

Einer hob den Kopf. Verständnisvoll sah er Keller an, dann blickte er sich suchend nach allen Seiten um, bemerkte seine wie tot daliegenden Kameraden, sprang mit einem wilden Schrei auf und rannte in die Buschwüste hinaus. Sekunden später verschwand er zwischen den dichten Sträuchern.

Drei oder vier andere folgten seinem Beispiel.

Fünf Männer blieben liegen.

Keller versuchte noch einmal, mit ihnen zu sprechen. Diesmal hatte er Erfolg. Sie verstanden ihn, waren jedoch vor Furcht nahezu gelähmt. Zögernd nur gaben sie Auskunft. Sie waren ein kleiner Stamm, et-

wa zwanzig Männer und zehn Frauen, dazu Kinder. Sie lebten von kleinem Getier, von Fischen aus Gebirgsbächen und von Ameisen und Wespen. Der Hunger hatte sie zu ihrem Angriff veranlaßt.

Sie schenkten ihnen Lebensmittel und einige Messer, und niemand war glücklicher als Sylvia, daß sie die Besonnenheit gehabt hatte, nicht auf die Wilden zu schießen.

Sie hatten alle eine wichtige Erkenntnis hinzugewonnen: Nicht alle Wilden waren Kannibalen, und man konnte sich mit ihnen verständigen.

Am vierten Tag lag die Hälfte der Strecke nach El Paso hinter ihnen. Sie waren keinen Menschen mehr begegnet, hatten aber mehrfach Spuren von ihnen entdeckt. Die einzelnen Sippen und Stämme mußten ziemlich isoliert voneinander leben.

Sie lagerten in der Nähe von Phoenix, südlich des Colorado-Plateaus. Es waren noch dreihundert Kilometer bis zum Rio Grande. Der Oberlauf des Gila führte nur wenig Wasser, denn in letzter Zeit hatte es nicht viel geregnet.

Sylvia bereitete das Abendessen, während Mark und Keller einen Rundgang machten und die Umgebung inspizierten, um vor Überraschungen sicher zu sein.

»Was hat Gerald Ihnen noch über das Flugzeug berichtet?« erkundigte sich Keller. »Finden Sie es nicht auch merkwürdig, daß die Leute in El Paso keinen einzigen Wagen besitzen, aber angeblich ein Flugzeug?«

Sie standen auf einem Hügel und hatten eine gute Übersicht. Die Sonne war noch nicht untergegangen.

»Das mag an der isolierten Lage der Siedlung liegen, Keller. Selbst wenn sie einen Wagen gebaut hätten, wäre es unwahrscheinlich gewesen, daß sie damit weit gekommen wären. So kamen sie auf den Gedanken, nach gefundenen Unterlagen ein kleines Flugzeug zu bauen. Treibstofflager müssen noch vorhanden sein, aber Gerald sagte mir, sie hätten nach einem Motor gefragt. Darum haben wir den kleinen Reaktor mitgenommen. Die Maschine soll durch einen Propeller angetrieben werden.«

»Und Sie können so ein Ding fliegen?«

»Ich werde es versuchen, denn sonst wäre unsere ganze Aktion sinnlos. Wir würden Jahre benötigen, um die tausend Quadratkilometer mit Hilfe eines Autos abzufahren. Das Flugzeug ist unsere einzige Hoffnung.«

Keller nickte und sah nach Süden. Rechts berührte die untergehende Sonne gerade den hügeligen Horizont. Plötzlich hob der Biologe die Hand und legte sie schützend über die Augen. Mark folgte seinem Blick.

Nicht sehr hoch über dem Buschland waren helle Punkte zu erkennen, die sich in schwankendem Flug näherten. Es konnte sich nicht um Raubwespen handeln, dazu waren die Bewegungen zu unbeholfen. Auch die braunen Ameisen, von denen es einige flugfähige Arten gab, waren es nicht.

»Glauben Sie, Keller ...?« begann Mark und überprüfte das Gewehr.

»Wenn die Beschreibung richtig war, die wir von El Paso erhielten, könnten es Termiten sein. Wir werden es bald wissen. Kommen Sie, gehen wir zurück zum Fahrzeug, dort sind wir sicherer.«

Sie beeilten sich, und immer wieder sahen sie nach Süden.

Die Punkte waren größer geworden und flogen niedriger. Ein paar verschwanden zwischen dem Gestrüpp, die anderen jedoch mußten die lohnende Beute bereits entdeckt haben. Mit letzter Kraft hielten sie sich in der Luft, bis sie an verschiedenen Orten landeten und sofort begannen, die flachen Hänge des Hügels emporzusteigen, auf denen der Wagen stand.

Mark hatte Keller sein Gewehr gegeben und machte das MG feuerbereit. Sylvia mußte trotz ihrer Proteste in die Führerkabine, damit sie notfalls den Motor einschalten konnte.

Die Termiten sahen in der Tat sehr beunruhigend aus, und die Art, mit der sie angriffen, zeugte von einer gewissen Intelligenz.

Keller zählte sieben Exemplare, die aus sieben verschiedenen Richtungen kamen.

»Lassen Sie das MG, Mark. Ich schieße sie einzeln mit dem Gewehr ab, dann sparen wir Munition.«

Der Biologe erwies sich als äußerst kaltblütig. Er nahm das erste der Tiere sorgfältig aufs Korn, ehe er abdrückte.

Der Kopf der getroffenen Termiten platzte auseinander, der Rumpf wurde fortgeschleudert und blieb dann reglos liegen.

Die anderen Bestien hielten an, als sie den Knall hörten. Dann setzten sie ihren Vormarsch langsamer und vorsichtiger fort. Weder Keller noch Mark konnten feststellen, ob sie den Tod ihres Artgenossen überhaupt registriert hatten.

»Mit denen werden wir uns nie verständigen«, murmelte Keller, als er das zweite Tier tötete und kurz darauf das dritte. Die vier restlichen Termiten verschwanden in Erdlöchern und hinter Felsen.

»Ich werde sie erledigen, ehe es dunkel wird«, sagte Keller und sprang vom Wagen, ehe Mark es verhindern konnte. »Achten sie auf die vier oder fünf Tiere, die vor den anderen landeten.«

Er näherte sich vorsichtig dem ersten Versteck, das Gewehr schußbereit und den Finger am Abzug. Mark beobachtete jede seiner Bewegungen. Noch wußte keiner von ihnen, wie schnell die Termiten auf dem Boden sein konnten.

Der Schuß krachte, aber Mark sah nichts. Keller mußte das Tier in seinem Versteck erlegt haben.

Es begann allmählich zu dämmern.

Sylvia klopfte gegen das Dach des Führerhauses, dann öffnete sie das Seitenfenster einen Spalt.

»Was ist denn los? Ich werde noch verrückt hier drinnen. Kann ich nicht etwas tun?«

»Doch, abwarten!« erwiderte Mark trocken.

Der nächste Schuß, kurz darauf noch einer.

Mark riß den Lauf des Maschinengewehres herum, als er Keller plötzlich laufen sah. Eine weiße Termite folgte ihm. Der Biologe hatte wahrhaftig den Nerv, die Geschwindigkeit der Tiere zu testen, indem er einfach davonrannte.

Die Termite kam nicht ganz so schnell voran wie er.

Ein weiterer Schuß erledigte sie, ehe sie näher herankommen konnte.

Keller kam zurück und tötete das siebte Tier.

»Ist etwas zu sehen?« rief er Mark zu.

»Es wird dunkel. Wenn sie uns in der Nacht überfallen, kann es kritisch werden. Entweder fahren wir weiter, oder wir müssen im Führerhaus schlafen. Ob sie ein Feuer abschreckt?«

»Wir versuchen es.« Keller lud nach, während er auf den Wagen stieg. »Sylvia soll noch etwas warten und dann die Scheinwerfer einschalten. Ich wette, die Biester geben nicht auf. Sie haben Hunger auf frisches Fleisch.«

Eine der früher gelandeten Termiten war nicht vorsichtig genug, vielleicht hatte sie aber auch nicht begriffen, was inzwischen geschehen war. Keller konnte sie auf hundert Meter Entfernung abschießen. Von den restlichen war nichts zu sehen.

»Wenn sie einzeln auftreten, können wir uns wehren, aber wenn ich mir vorstelle, daß Tausende von ihnen die Pyramiden oder San Francisco angreifen ...«

Keller sprach nicht weiter. Es war auch nicht nötig.

Sylvia schaltete die starken Scheinwerfer ein, ließ den Motor an und bewegte den Wagen, so daß die grellen Lichtbündel zu wandern begannen. Mehrmals krachten Kellers Schüsse, dann klopfte er gegen das Dach des Führerhauses.

»Das genügt, Sylvia. Mehr können es nicht gewesen sein. Kommen Sie heraus, wir machen ein Feuer.«

Nach dem Essen untersuchten sie eine der getöteten Termiten im Schein des Feuers. Die Beißzangen waren fast zwanzig Zentimeter lang und messerscharf. Mit ihnen konnten die Tiere einen Menschen bequem zerstückeln. Die Beine waren kräftig, während die Flügel nur schwach ausgebildet waren. So wurde verständlich, daß sie nicht weiter als drei oder höchstens vier Kilometer fliegen konnten.

Die Nacht verlief ohne Zwischenfall.

Wenn es wirklich noch eine überlebende Termiten gab, so hatte sie es vorgezogen, nicht anzugreifen.

Drei Tage später erreichten sie El Paso.

Die zerfallene Stadt war teilweise wieder aufgebaut worden und bot ihren fünfhundert Bewohnern reichlich Platz. Ruinenfelder, mit Gras bedeckt, verrieten die einstige Ausdehnung der Stadt. Bewaffnete Posten begrüßten die Expedition mit einem freudigen Schwenken ihrer Gewehre.

Bald hatte die gesamte Einwohnerschaft von El Paso den Wagen umringt. Alle redeten durcheinander und stellten Fragen, die Keller, Mark und Sylvia gar nicht so schnell beantworten konnten. Ein kräftig gebauter Mann mit einem schwarzen Vollbart schaffte endlich Ruhe. Seine Stimme übertönte die anderen.

»Willkommen in El Paso, Freunde! Wir dachten schon, ihr kämt nicht mehr. Gerald, mit dem ich in Funkkontakt stehe, hat schon mehrmals nachgefragt. Ich habe ihm gerade durchgegeben, daß Sie heil eingetroffen sind. Mein Name ist Axel Gruntenberg. Sie werden Keller, Tennan und Sylvia Bergner sein.« Er betrachtete die Biologin wohlgefällig. »Hm, Gerald's Beschreibung stimmt!« stellte er dann trocken fest.

Noch bevor es dunkel wurde, zeigte ihnen Gruntenberg das Flugzeug. Mark untersuchte die kleine, viersitzige Maschine, die in einem Schuppen stand. Die einzelnen Teile mußten in mühevoller Arbeit hergestellt worden sein, machten aber einen stabilen Eindruck. Auch aerodynamisch schien die von Gruntenberg erbaute Konstruktion in Ordnung zu sein.

»Mit dem Motor allerdings klappt etwas nicht«, gab Gruntenberg zu. »Er springt nicht an. Ich glaube, die selbstgebastelten Zündkerzen sind es ...«

Mark nickte einige Zeit später.

»Das glaube ich allerdings auch, aber sicherlich gibt es auch noch andere Mängel. Wir werden den Motor ausbauen und durch unseren Reaktor mit der Speicherbatterie ersetzen. Zwei Tage Arbeit, dann fliegt die Mühle.«

»Und Sie sind sicher, daß wir die Termiten aufhalten?«

Keller mischte sich ein:

»Darüber sprechen wir noch, Gruntenberg. Ganz so einfach ist das alles nicht. Tauchten die Termiten in letzter Zeit öfter auf als früher? Ich meine, haben Sie den Eindruck, daß immer mehr von ihnen nach Norden wandern?«

»Allerdings. Aber natürlich können wir nicht wissen, was rechts und links von El Paso geschieht. Wir sind ja nur ein winziger Punkt auf der Landkarte. Die wenigen Städte, mit denen wir Funkverbindung haben, sind weit entfernt.«

Sie saßen an diesem Abend noch lange zusammen und diskutierten die Lage. Die letzten Termiten waren vor einigen Tagen gesichtet worden. Einige waren auf die Stadt zugeflogen und abgeschossen worden, die anderen hatten es vorgezogen, nach Nordwesten weiterzuziehen. Ihr Benehmen deutete darauf hin, meinte Gruntenberg, daß sie hier bei El Paso zum erstenmal auf Menschen gestoßen waren.

Mittelamerika und Südamerika mußten menschenleer sein.

Sie hatten das Flugzeug zwei Tage später aus der Halle gerollt und auf die sogenannte Startbahn gebracht. Es handelte sich um eine ehemalige Straße,



die man notdürftig von größeren Trümmerstücken befreit hatte. Die geringfügigen Unebenheiten würden kaum Schwierigkeiten bereiten, wenn der Reaktor stark genug war.

Beim Start würde Mark den Speicher mit einsetzen können, der sich beim Normalflug wieder auflud. Vorsichtshalber nahm er niemanden mit und verzichtete auch auf Ballast. Er mußte die Maschine erst testen und eventuelle Mängel feststellen.

»Früher« war er öfters geflogen, aber nie selbst. Trotzdem war er sicher, mit dem Steuerknüppel umgehen zu können. Wichtig war lediglich, daß Gruntenberg und seinen Helfern kein Fehler unterlaufen war.

Vorsichtig gab er die Energie schubweise frei. Der Propeller begann sich zu drehen, wurde schneller und schneller, bis er das Flugzeug zog. Mark winkte den anderen noch einmal aus dem geschlossenen Cockpit zu, dann gab er »Gas«.

Die Piste glitt immer geschwinder unter ihm weg, bis er den Knüppel langsam nach vorn zog. Zuerst bockte die Maschine ein wenig, aber dann gehorchte sie plötzlich. Der Boden fiel unter Mark weg – er flog.

Es war ein wunderbares Gefühl, von aller Erden schwere befreit zu sein und die Landschaft schnell unter sich wegziehen zu sehen. In einer weiten Schleife kehrte er nach El Paso zurück, sah unten sie Menschen stehen und winken, wackelte behutsam mit den Flügeln und jagte die Maschine dann mit Höchstgeschwindigkeit nach Osten, wobei er ständig stieg. Die Bäume und Flüsse wurden kleiner, und El Paso war nur noch ein verwaschener Fleck hinter dem Heck.

Er flog eine Stunde genau nach Osten. Seiner Schätzung nach erreichte er eine Geschwindigkeit von dreihundert Kilometern pro Stunde und eine Höhe von viertausend Metern. Dann drehte er um und flog genau nach Westen. Absichtlich war er das Risiko eingegangen, El Paso aus den Augen zu verlieren. Er wollte versuchen, sich auffällige Bodenformationen zu merken und danach zu orientieren.

Er fand El Paso auf Anhieb und landete glatt.

Der Jubel war groß. Gruntenberg kam herbeigelaufen und umarmte Mark in übergroßer Freude.

»Menschenskind, Sie haben es geschafft! Das Ding fliegt!«

Mark wehrte ab.

»Ihr Verdienst, Alex! Sie haben das Flugzeug gebaut, und damit haben Sie vielleicht unseren Kontinent vor dem endgültigen Untergang gerettet. Ohne Ihr Flugzeug wäre unser Anti-Vermehrungsmittel sinnlos. Jetzt aber haben wir die Möglichkeit, selbst nach Europa zu fliegen, ja, wir können die ganze Erde umrunden, denn die Energiereserve ist unerschöpflich.«

An diesem Tag wurde nicht mehr gearbeitet. Mark hatte sich genau ausgerechnet, welche Belastung die Maschine tragen konnte. Es war möglich, die Gesamtmenge des Mittels auf einmal mitzunehmen, und noch einen Passagier.

Dieser Passagier sollte Alex Gruntenberg sein.

## 9.

Sie waren zweitausend Meter hoch und flogen ziemlich genau nach Südosten. Unter ihnen lag das silberne Band des Rio Grande, der bald nach Osten und dann nach Nordosten abbiegen würde. Sie würden den Kurs jedoch bis zum Golf von Mexiko beibehalten, um die hohen Gebirge im Innern des Landes und an der Westküste zu meiden.

Gruntenberg genoß den Flug. Immer wieder deutete er hinab auf die grandiose, einsame Landschaft und verglich mit der Karte, die sie mitgenommen hatten.

Nach längerer Beratung war man übereingekommen, die Landenge vor Yucatán zu verseuchen, obwohl sie bei Panama mehr als die Hälfte enger war. Dort hätte man nur achtzig Kilometer abfliegen müssen, aber niemand konnte wissen, wieviel Termiten sich bereits in den riesigen Urwäldern von Guatemala und Honduras aufhielten.

Die Gesamtflugstrecke bis zum Ziel betrug mit Umwegen knapp zweieinhalbtausend Kilometer, also acht bis neun Stunden Flug.

Die Kisten mit dem Pulver lagerten im hinteren Passagierraum. Es würde Gruntenbergs Aufgabe sein, später die gleichmäßige Entleerung des Inhalts vorzunehmen, während Mark die richtige Höhe hielt und so langsam wie möglich flog.

In scharfem Bogen änderte das silberne Band, nachdem sie sich bisher orientiert hatten, die Richtung. Rechts lag am Horizont das Mampimigebirge. Die Sierra Madre, noch weiter westlich, war nicht zu

sehen. Später, bei Laredo etwa, würden sie wieder auf den Rio Grande treffen, der bei der Mündung des Pecos wieder nach Südosten abog, um bei Brownsville in den Golf zu münden. Dann wollten sie die Küste entlangfliegen bis Tampico, Veracruz und schließlich Coatzacoalos.

Dort waren sie am Ziel.

»Es ist einfach wundervoll!« sagte Gruntenberg mindestens schon zum zehnten Mal. »Ich hätte mir nie vorgestellt, daß Fliegen so einfach ist.«

»Dank des Reaktors könnten wir uns nicht nur Wochen, sondern Jahre ununterbrochen in der Luft halten, Alex. Vorausgesetzt natürlich, man würde sich ablösen und hätte genug Lebensmittel dabei. Sonst geht es nicht ohne Zwischenlandungen.«

Gruntenberg sah nach vorn durch die Kanzel.

»Da unten sieht es auch nicht anders aus als bei uns in El Paso. Gebirgige Wüste mit vereinzelt Bäumen und Sträuchern. Kein Trost für die Termiten.«

»Man müßte ihre durchschnittliche Lebenserwartung kennen, Alex, dann wüßten wir ungefähr, wann die Gefahr für uns beseitigt ist, vorausgesetzt, sie sind intelligent genug, um eines Tages zu bemerken, daß keine ihrer Artgenossen aus dem Norden zurückkehren.«

»Wir werden mit ihnen fertig. Die Hauptsache ist, sie können sich nicht vermehren.«

Gruntenberg beugte sich noch weiter vor.

»Was ist das, Mark? Sehen Sie nur, wie ein langsam wandernder Teppich ...«

»Termiten, Alex! Es müssen Tausende sein!« Mark nahm Energie weg und ging tiefer. Im Gleitflug zog er eine weite Schleife, und dann sahen sie die gefräßi-

gen Tiere, jedes von ihnen einen Meter lang und mit tödlichen Mordwerkzeugen bewaffnet. Hinter ihnen grünte nichts mehr, und wenn es in dieser Gegend die kleinere Ameise oder andere Lebewesen gegeben hatte, so gab es sie jetzt nicht mehr.

Das Heer zog langsam nach Norden.

»Wir können sie nicht einfach weiterziehen lassen«, sagte Gruntenberg in hilfloser Wut. »Wenn sie jemals El Paso erreichen, ist es dort vorbei.«

»Wollen Sie die alle mit dem Gewehr abschießen?« Mark dachte einen Augenblick nach, dann nickte er entschlossen. »Also gut, ich habe keine andere Wahl. Hilde Carroll hat recht gehabt. Sie meinte, in vernünftigen Dosen angewendet, kann das Gift keinen Schaden anrichten und den Weltuntergang nicht wiederholen. Hier lebt kein Mensch mehr, aber wir müssen das weitere Vordringen der weißen Bestien verhindern. Sehen Sie hinten zwischen den braunen Holzkisten nach, Alex. Es müssen dort auch einige Metallbehälter sein. Ziehen Sie einen davon heraus und geben Sie ihn mir. Öffnen Sie auch eine der Holzkisten.«

»In der Metallkiste ist Gift?«

»Ja, und zwar ein sehr wirksames. Es tötet auch Menschen, darum wollte ich sicher sein, daß es hier keine gibt. Carroll behauptet, es bleibt in der frischen Luft und unter Einwirkung der Witterung nur drei Jahre wirksam. Ich habe den anderen nichts davon erzählt, aber ich hoffe, Sie können den Mund halten. Es geht nicht anders. Wir müssen es einsetzen!«

»Warum zusammen mit dem anderen Mittel?«

»Falls einige entkommen, müssen sie unfruchtbar werden.«

Gruntenberg stellte keine weiteren Fragen mehr,

während er in der Ladung herumwühlte und die beiden verlangten Kisten hervorkramte. Unter den beiden Hintersitzen gab es eine Öffnung, die sich leicht verschließen ließ. Rechts und links davon waren die Räder.

Mark gab Gruntenberg noch einige Anweisungen, dann segelte er im Tiefflug und mit geringster Geschwindigkeit auf das weiße Termitenheer zu. Die Höhe betrug knapp fünfhundert Meter.

Die Tiere bewegten sich zum größten Teil auf dem Boden, nur wenige von ihnen flogen niedrig über die anderen hinweg, um sie zu überholen. Nach wenigen hundert Metern landeten sie wieder. Sie wirkten erschöpft und matt.

»So, fangen Sie an, Alex!«

Gruntenberg hatte die Giftkiste so gestellt, daß der Sog den gefährlichen Staub nicht in die Kabine wehen konnte. Mit einer sinnvoll angebrachten Vorrichtung, die Hilde Caroll erfunden hatte, konnte von oben her im Boden der Kiste ein schmaler Spalt geöffnet werden. Wenn man sie dann ein wenig rüttelte, fiel die Chemikalie heraus und verwehte sofort.

Der rötliche Staub verteilte sich in breiter Front und sank allmählich auf die Termiten hinab. Mehrmals überquerte Mark das Heer, bis er sicher war, daß sein Gift kein einziges Tier verschont hatte.

Beim zweiten Anflug zögerte Mark.

»Warten Sie, Alex. Wenn das Gift in der Tat hundertprozentig wirkt, können wir uns das Antibabypulver sparen. Sollten wirklich einige entkommen, so erwischen wir sie mit dem Gewehr.«

»Wie lange dauert es, bis wir das wissen?«

»Keine zehn Minuten«, sagte Hilde Caroll.

Mark zog die Maschine höher und begann dann zu kreisen. Die Termiten wurden wieder zu einem weißgrauen Fleck, der noch immer langsam nach Norden zog. Fünf Minuten, dann zehn Minuten.

Und dann zog er nicht weiter, sondern hielt an.

»Es wirkt«, sagte Gruntenberg.

»Wir werden es gleich wissen«, erwiderte Mark und ließ die Maschine im Steilflug nach unten stürzen. »Halten Sie sich fest!«

Im letzten Moment fing er das Flugzeug wieder ab. In nur wenigen Metern Höhe rasten sie über die verendeten Tiere dahin, die verkrümmt am Boden lagen und sich nicht mehr rührten. Mark war klug genug, die Maschine schnell wieder nach oben zu ziehen, denn er konnte sich nicht ganz darauf verlassen, daß die Kabine luftdicht war. Die geringste Menge des Giftes genügte, um auch sie zu töten.

Weit vor ihnen schimmerte eine Stunde später das Meer.

»Warum legen wir keinen Giftgürtel bei Juchitan?« fragte Gruntenberg. »Wäre das nicht einfacher?«

»Nein, Alex. Das Gift bleibt nur drei Jahre wirksam, während das Antibabypulver seine Wirksamkeit nicht verliert, und wenn es hundert Jahre der Witterung ausgesetzt wäre. Ich glaube, wir werden auf der Landenge beides streuen. Es kann weiter südlich keine Menschen mehr geben – jetzt glaube auch ich es nicht mehr.«

»Sollte man sich nicht vorher davon überzeugen, ehe man eine Entscheidung trifft?«

»Ein zweites Problem kommt hinzu«, fuhr Mark fort, ohne die Frage zu beantworten. »Wir haben nur sehr wenig von dem Gift. Wenn wir Glück haben,

reicht es für einen Flug von zweihundert Kilometern, das heißt also, wir werden nur einen Streifen von drei- bis fünfhundert Metern Breite legen können. Aber quer durch den Isthmus von Tehnantepec. Es wird Termiten geben, die den Todesgürtel zufällig überfliegen, aber sie werden unweigerlich unfruchtbar werden, auch wenn sie im Moment überleben. Menschen jedoch werden den Isthmus niemals lebend überqueren können. Wir errichten eine Todesbarriere für drei Jahre, Alex.«

»Ich glaube, wir können es verantworten.«

Mark nickte und nahm Richtung auf den Golf von Mexiko.

Keine der Städte am Golf existierte noch, und keine von ihnen zeigte Spuren intelligenten Lebens. Die verfallenen Bauten erinnerten Mark an die Termitenruinen von Monterey. Wahrscheinlich hausten dort unten die weniger gefährlichen Raubameisen.

Bei Puerto Mexico erreichten sie die schmalste Stelle des Isthmus. Hier war Südmexiko etwa zweihundert Kilometer breit. Von beiden Seiten wurde es von den Ozeanen umspült. Hier begann auch die Bahnlinie nach Salina Cruz, aber weder Mark noch Alex konnten sie finden.

»Fast genau nach Süden, wenn die Karte stimmt. Das ist die schmalste Stelle, zweihundert Kilometer. Alex, Sie müssen sich bestimmte Punkte, die wir auf der Karte während des Fluges eintragen, unbedingt merken, damit wir kein Gebiet zweimal bestreuen. Wir nehmen zuerst das Gift, damit wir es loswerden. Aber seien Sie vorsichtig!«

»Wir haben ja schon eine Generalprobe hinter uns«,



knurrte Gruntenberg und machte eine Kiste fertig.

Yucatán hätte Mark gereizt, aber er sah ein, daß jetzt keine Zeit dazu blieb. Zuerst kam ihre Mission, und später, wenn alles vorbei war, würde er mit Keller und Sylvia den geplanten Flug nach Südamerika unternehmen.

Sie flogen in einer Höhe von fünfhundert Metern genau nach Süd-Südwest. Berggipfel und besonders auffällige Landschaftsformationen wurden auf der Karte verzeichnet. Das rötlich gefärbte Gift schwebte langsam nach unten, wurde ein wenig vom Wind verweht, würde aber in genügend dichter Form den Boden erreichen und ihn für drei Jahre verseuchen.

Keine Termiten, die hier nach Norden vordrang, würde überleben, wenn sie nicht gerade diesen Streifen überflog.

Und die wenigen, die es schafften, würden sich nicht mehr vermehren können.

Die Gefahr war fürs erste gebannt.

Als es dunkel wurde, hatten sie den Isthmus zweimal überquert.

»Bei Puerto Mexico ist der Strand sehr lang und glatt, ob wir dort landen könnten?«

»Und wenn wir nicht mehr hochkommen?«

»Das Flugzeug braucht knapp hundert Meter, die finden wir immer.«

Mark blieb skeptisch, obwohl er keine Lust hatte, die ganze Nacht hinter dem Steuerknüppel zu sitzen.

»Vielleicht wäre ein Feld besser, im Hochland. Der Boden ist fester.«

»Wie Sie meinen, Mark. Das überlasse ich Ihnen.«

Bei Suchilapan fanden sie ein flaches Hochplateau. Mark überflog es mehrmals in geringer Höhe und

entschloß sich dann zu Landung. Die Maschine setzte glatt auf, rollte aus und stand schließlich.

Sie hatten es geschafft.

Gruntenberg kletterte zuerst aus dem Cockpit, sah sich um und begann dann sofort damit, trockenes Holz zu sammeln. Es dunkelte bereits stärker, und bald würde es Nacht sein. Sie hielten sich nördlich der vergifteten Zone auf und fühlten sich relativ sicher.

In genügender Entfernung vom Flugzeug entfachte er das Feuer. Mark brachte einige Lebensmittel und Tee. Nach dem Essen reckte er sich und fragte:

»Wären Sie damit einverstanden, daß ich schlafe? Wecken Sie mich, wenn Sie müde werden. Wir werden morgen früh aufstehen müssen, denn wir haben einen schweren Tag vor uns.«

»Ich denke, ich werde die ganze Nacht wach bleiben können«, versicherte Gruntenberg. »Schlafen Sie sich aus.«

Es war eine ruhige, sternklare Nacht, und sie verlief ohne jeden Zwischenfall.

Am anderen Tag flogen sie in neun Stunden die ganze Strecke neunmal ab, dann war das gesamte Material aufgebraucht. Die leeren Kisten lagen im hinteren Teil der Kabine. Nur die Metallkisten waren gleich abgeworfen worden.

Es dunkelte abermals, als sie einen geeigneten Landeplatz fanden. Am nächsten Morgen traten sie den Rückflug nach El Paso an.

Einmal gerieten sie in einen Schwarm extrem hoch fliegender Raubwespen und mußten höher steigen. Nur eine einzige von ihnen hätte den Propeller zersplittern lassen können. Die Tiere flogen nach Osten

und befanden sich offensichtlich auf dem Flug von einem Futterplatz zum anderen.

Nach dreizehn Stunden Flug kam El Paso in Sicht.

Die Bewohner kamen aus der Ruinenstadt geströmt und sahen der Landung zu. Begeistert winkten sie, als Mark und Gruntenberg aus dem Cockpit kletterten und die Arme hoben. Keller und Sylvia drängte sich vor. Die Biologin kümmerte sich nicht um die neugierigen Blicke der Zuschauer. Sie fiel Mark in die Arme.

»Ich bin froh, daß du wieder da bist«, sagte sie.

Später erstatteten die beiden Männer im ehemaligen Flugzeughangar Bericht. Fast alle Einwohner von El Paso waren anwesend und lauschten der Schilderung. Keller wirkte ein wenig ungehalten, als er erfuhr, daß Mark sich doch zur Ausstreuung des Giftes entschlossen hatte, aber er enthielt sich jeden Kommentars.

Dann wurde ein Tausch ausgehandelt.

Gruntenberg und seine Gruppe bekam den Lastwagen mit den restlichen Lebensmitteln, Mark und Keller durften dafür mit dem Flugzeug zu ihrem Stützpunkt bei den Pyramiden zurückkehren.

Auch Gerald, der das Unternehmen über Funk verfolgt hatte, wurde von der glücklichen Rückkehr der Maschine unterrichtet. Der Start nach Monterey sollte in zwei Tagen erfolgen.

Aus San Francisco waren keine besonderen Meldungen eingetroffen. Der Transport mit den »Alten Menschen« war heil angekommen, und der Eingliederungsprozeß hatte bereits begonnen. Um die Außenbezirke der Stadt wurden in regelmäßigen Abständen Maschinengewehrnesten eingerichtet, von denen aus sich das ganze Gelände bestreichen ließ. Ein ausge-

klügeltes Alarmsystem sorgte dafür, daß ein eventueller Angriff der Termiten – oder anderer Gegner, wer auch immer – niemand überraschen konnte.

Gruntenberg erörterte an diesem Abend den Gedanken, nach dem Vorbild des vorhandenen Wagen weitere Transportfahrzeuge zu bauen, mit denen man eines Tages zur Westküste aufbrechen könne, um die Gruppe in San Francisco zu erreichen. Mark versprach, in einigen Wochen mit dem Flugzeug weitere Motoren zu bringen, dazu Energiespeicher für die Motoren der Wagen.

Bei der Gelegenheit wollte er weiter nach Süden vorstoßen und Südamerika überfliegen.

Er wollte wissen, ob es dort vielleicht doch noch Leben gab.

In bestem Einvernehmen ging man auseinander. Das Flugzeug startete zwei Tage später und landete fünf Stunden danach wohlbehalten bei den fünf Pyramiden. Sie hatten unterwegs nicht eine einzige Termiten bemerkt.

Gerald unterhielt regelmäßige Funkkontakte nicht nur mit El Paso und San Francisco, sondern auch mit anderen Gruppen Überlebender und deren Nachkommen in allen Teilen des amerikanischen Kontinents und Europa. In Asien mußte es den Gerüchten nach noch intakte Gefrieranlagen geben, deren Automatik auf das Kommando wartete. Sie hatte Jahrhunderte gewartet, da kam es auf ein paar Jahre mehr oder weniger auch nicht mehr an.

Auch in Afrika und Australien existierten größere Gruppen, aber sie lebten in ständiger Gefahr, von den Insekten vernichtet zu werden.

Gerald schätzte, daß es auf der ganzen Erde noch etwa eine halbe Million Menschen gab. Hinzu kamen die nicht durch Funk erfaßten wilden Gruppen in den weiten, unwegsamen Gebieten der riesigen Kontinente. Und die Kannibalen.

Mark brachte Keller nach San Francisco und bekam drei kleine Atomspeicher und die dazugehörenden Reaktoren. Sie waren für El Paso bestimmt. Er selbst würde in einigen Tagen den Flug dahin antreten und dann nach Südamerika weiterfliegen. Sylvia sollte ihn begleiten.

Am gleichen Tag noch kehrte er nach Monterey zurück.

Dicht bei dem Höhlendorf der Kannibalen entdeckte er ein flaches Plateau und beschloß zu landen.

Nachdem die Maschine ausgerollt war, drehte er sie so, daß er gleich wieder starten konnte. Dann nahm er sein Gewehr und kletterte über die Tragfläche aus der Kabine. Die Hügel mit den Höhlen lagen weiter nördlich, etwa zwei Kilometer entfernt. Dazwischen war übersichtliches, flaches Gelände.

Ein Gelände, das sich verändert hatte seit seinem letzten Besuch in dieser Gegend. Er hatte es schon von der Luft her bemerkt, aber nun erhielt er die Gewißheit. Es gab keine Vegetation mehr.

Alle Bäume, Sträucher und Büsche waren spurlos verschwunden. Das wenige Grün, das geblieben war, stammte von kurz abgefressenem Gras. Vom Landeplatz des Flugzeugs aus erstreckte sich die Todeszone bis zu den Hügeln der Kannibalen, rechts und links an ihnen vorbei – bis zum Horizont.

Die Termiten!

Sie mußten unbemerkt an den fünf Pyramiden vor-

beigezogen sein. Vielleicht hatten sie aber die Gefahr dort auch gewittert und bewußt einen Umweg gemacht.

Mark stellte sich zwei Fragen, während er die Ebene überblickte: Wo waren die Termiten jetzt? Und wo waren die Kannibalen geblieben?

Zwischen den Hügeln war ab und zu eine Bewegung, aber er konnte mit bloßem Auge nicht erkennen, um was es sich handelte. Das Fernglas hatte er in der Kabine zurückgelassen. Noch einmal sah er angestrengt hinüber zu den Höhlen, und dann konnte es keinen Zweifel mehr daran geben, daß die Termiten das Dorf erobert hatten. Vielleicht hatten sie die Eingeborenen bei der Nacht überfallen und umgebracht.

Als er sich umdrehte und zum Flugzeug zurückgehen wollte, blieb er wie erstarrt stehen. Über den flachen Rand des Plateaus hatten sich die Köpfe einiger Termiten geschoben und beobachteten ihn aus raubgierigen Facettenaugen. Er zählte insgesamt etwa ein Dutzend solcher Köpfe, aber von links kamen weitere Termiten herangekrochen. Sie bewegten sich frei und ohne Deckung.

Sie versuchten, ihm den Weg zur Maschine abzuschneiden.

Mark rechnete sich seine Chancen aus, dann begann er zu laufen. Für kurze Zeit, das wußte er, war er schneller als die Termiten, aber sie hatten im Augenblick auch die kürzere Strecke. Sie würden vor ihm das Flugzeug erreichen.

Im Laufen schoß er. Das neue Magazin faßte zwanzig Patronen, und er hatte in der Tasche ein gefülltes Reservemagazin. Die Tiere hinter dem Plateau kamen nun ebenfalls aus ihrer Deckung, aber sie waren noch

zu weit entfernt, um ihm gefährlich zu werden. Die anderen hingegen, die ihm den Weg abschnitten, mußten getötet werden.

Zwanzig Meter von der Maschine entfernt blieb Mark stehen, um sorgfältiger zielen zu können. Sieben Termiten hatte er bereits getötet, aber es blieben noch immer etwa zehn Stück. Schritt um Schritt kämpfte er sich vor, und die letzte der Termiten mußte er mit dem Kolben des Gewehrs erschlagen, um die Maschine nicht zu gefährden. Sie war gerade dabei, auf die linke Tragfläche zu kriechen.

Mit einem Satz war er im Cockpit und ließ den Motor an.

Die Räder zermalmten zwei weitere Termiten, ehe das Flugzeug endlich abhob und das Plateau hinter sich ließ. Trotz des Schrecks, der Mark in den Knochen saß, flog er noch eine Runde über das Kannibaldorf und sah seine Vermutung bestätigt. Um die Höhlen herum entdeckte er mindestens an die hundert Termiten, die faul und satt wirkten.

Kein einziger Kannibale war zu sehen.

Wenig später landete er bei den Pyramiden und berichtete Gerald und den beiden Frauen, was geschehen war. Die Gefahr durch die Kannibalen gab es nun nicht mehr, dafür war eine größere Gefahr entstanden. Gerald überlegte auch nicht lange.

»Gift dürfen wir in diesem Fall nicht einsetzen, das wäre zu gefährlich. Mark und ich werden mit den Gewehren und MGs zu den Hügeln fliegen und die Termiten einzeln abschießen. Wir haben keine andere Wahl. Sie dürfen auf keinen Fall San Francisco erreichen. Es wird bald dunkel, und wir wollen es noch heute tun. Morgen könnten sie schon weitergezogen sein.«

Da kein Steppenbrand mehr entstehen konnte, nahm Mark ein Faß Benzin mit, warf es mitten über dem ehemaligen Dorf ab und sah zu, wie es auseinanderplatzte. Beim nächsten Anflug entzündete er den Treibstoff mit einer Fackel, die er einfach fallen ließ.

Fünzig Termiten verbrannten durch diese Aktion, die außerdem noch den Vorteil hatte, daß die Flammen den Dorfplatz und die Hänge taghell erleuchteten. Aber noch ehe sie beginnen konnten, auf die Termiten zu schießen, geschah etwas äußerst Merkwürdiges.

Statt zu fliehen, machten die Termiten Front zu den lodernden Flammen. Dann begannen sie langsam darauf zuzukriechen, wenn sie auch nicht allzu weit kamen. Die wahnsinnige Hitze versengte sie, ehe sie die Flammen erreichen konnten. Sämtliche Termiten starben in dem Feuer. Mark und Gerald hatten keinen einzigen Schuß abgeben müssen.

Beim Rückflug deutete Gerald nach unten.

»Es ist unglaublich, aber das Feuer muß eine fast magische Wirkung auf sie haben. Sie kommen selbst aus der Wüste herbeigeeilt, um in den Flammen zu sterben. Sehen Sie, dort unten! Ganze Kolonnen ziehen dem Dorf entgegen. Wenn das Feuer noch eine Stunde brennt, wird es keine einzige Termiten im Umkreis von vielen Kilometern mehr geben.« Er nickte beifällig. »Da haben Sie durch Zufall eine großartige Entdeckung gemacht, Mark.«

»Sie wird uns weiterhelfen, Gerald. Ein paar solcher Feuer um San Francisco, und es wird nie einen konzentrierten Angriff der Termiten auf die Stadt geben können. Feuer ist besser als Gift.«



Am nächsten Tag flogen sie eine Inspektionsrunde und stellten fest, daß nicht eine der Termiten dem Feuertod entronnen war.

Hilde Caroll legte ihren Arm um die Schulter Sylvias.

»Machen Sie sich keine Sorgen wegen der Lebensmittel. Ich habe unsere Restaurant-Anlage studiert und in der Fachbibliothek entsprechende Unterlagen gefunden. Die Reserven sind unerschöpflich. Auch lange haltbare Lebensmittel sind herzustellen, wenn man einige Schaltungen vornimmt. Wir können euch also für den bevorstehenden Flug so verproviantieren, daß ihr wochenlang durchhaltet, ohne Hunger leiden zu müssen. Allerdings kann Mark nicht wochenlang wach bleiben.«

»Sylvia braucht nur noch ein paar Flugstunden, dann können wir uns ablösen. Außerdem habe ich eine Halbautomatik eingebaut. Sylvia hat also nichts anderes zu tun, als wach zu bleiben und darauf zu achten, daß die Maschine nicht zu tief fliegt. Das ist alles.«

»Wann wollt ihr starten?«

»Sehr bald, denn vor Einbruch des Winters wollen wir zurück sein. Habt ihr so lange Arbeit hier?«

Gerald seufzte.

»Hilde kramt in den Büchern und führt mir jeden Abend Filme vor, die sie gefunden hat. Wir wissen nun, warum die Welt unterging, und wir wissen auch, daß die Menschen selbst daran schuld sind. ›Nach uns die Sintflut‹, das war in etwa der Standpunkt. Warum sollte die gerade herrschende Generation auf die Bequemlichkeiten der Zivilisation verzichten, nur um die nachkommenden zu schützen? Es

fehlte an Verantwortung.« Er sah Mark an. »Laßt euch Zeit mit dem Flug. Wir haben Arbeit für Jahre hier, und San Francisco braucht uns nicht so dringend.«

»Was ist mit der übrigen Welt?«

»Die Funkverbindungen werden intensiver und sind regelmäßig. Jede Gruppe versucht auf ihre Art, weiterzuleben. Eines Tages wird es auch wieder Autos und Flugzeuge geben. Wir werden nicht die einzigen bleiben, die aus der Vergangenheit Vorteile ziehen.«

»Wichtig ist, daß alle gelernt haben, Gerald. Es wird Ihre Aufgabe sein, in dieser Hinsicht belehrend zu wirken, die Menschen aufzuklären und so dafür zu sorgen, daß eine Wiederholung der Katastrophe unmöglich wird. Sylvia und ich kümmern uns um die Termiten und Südamerika. Ich muß wissen, ob es dort noch Menschen gibt.«

Am nächsten Tag beluden sie das Flugzeug. Außer Lebensmitteln nahm Mark noch einige Kisten Termitenpulver mit, außerdem eine große Anzahl kleiner Benzinbehälter und genügend Munition für das eingebaute Maschinengewehr. Der kleine Laderaum im Heck und der hintere Teil der Doppelkabine wurden vollgepackt.

Gerald baute das Funkgerät ein, das er zusammengebastelt hatte.

»Kurzweile mit großer Reichweite, Mark. Auf einer bestimmten Frequenz sollte es möglich sein, eine Verbindung herzustellen. Ich werde jeden Tag abends, wenn die Sonne untergeht, eine Stunde auf Empfang bleiben.«

Nach kurzem Abschied starteten Mark und Sylvia,

legten in El Paso einen Aufenthalt ein und lieferten die versprochenen Aggregate und Energiespeicher ab, um dann endgültig der Zivilisation Lebewohl zu sagen.

Vor ihnen lag das Unbekannte.

## 10.

Nach fünf Stunden erreichten sie den Giftriegel in Südmexiko. Mark flog sehr niedrig, denn er wollte die Wirkung ihrer Maßnahme feststellen, falls bereits eine solche eingetreten war.

Unterwegs hatten sie nur einige wenige Termiten beobachten können, die langsam nach Norden zogen. Es mußte sich um Exemplare handeln, die schon früher bis hierher vorgedrungen waren oder aber den fünfhundert Meter breiten Giftstreifen überflogen hatten.

»Sieh nur, Mark – tote Termiten! Wie ein weißer Gürtel quer durch die Landschaft.«

Mark ging noch tiefer, um Einzelheiten erkennen zu können.

Sylvia hatte recht.

Die Termiten waren ein Stück in den Todesstreifen eingedrungen, ehe sie verendeten. Die Mauer aus Kadavern zog sich quer durch den Isthmus und bildete die Grenze zwischen dem Reich der Termiten und dem der Menschen.

Und nun überschritt der Mensch diese Grenze.

Mark zog die Maschine wieder hoch. Gleichzeitig lief der Propeller, sonst gab es keine Geräusche.

Unter ihnen lag Yucatán.

Wo einst üppiger Urwald gewesen war, standen nur noch kahlgefressene Bäume und Berge ohne jede Vegetation. In Guatemala und Honduras sah es nicht anders aus. Sie folgten dem schmalen Band Panamas, und dann tauchten die Gebirge Kolumbiens vor ihnen am Horizont auf.

»Auf der Karte sind Täler eingezeichnet, ihnen müssen wir folgen. Mehr als viertausend Meter können wir nicht steigen, außer im Notfall. Die Luft wird zu dünn.«

»Und hinter dem Gebirge?«

»Liegt Hochebene, dann das Amazonasbecken. Die Brutstätte der Termiten.«

Bei Bogata fanden sie einen Paß und folgten dann dem Lauf des Meta, der plötzlich genau nach Süden abbog und sie mitten hinein ins Amazonasgebiet führte.

Aber es wurde dunkel.

»Wenn ich einen Landeplatz finden kann, landen wir. Wir könnten während der Nacht zu viel übersehen. Dort vorn ist ein Plateau. Es steigt wie eine Insel aus der Ebene empor. Fällt dir daran etwas auf, Sylvia?«

»Ja, es wachsen Bäume dort – ich meine, Bäume mit Blättern!«

»Richtig! Die Termiten sind nicht hinaufgekommen, die Wände sind zu steil. Wenn wir eine Lichtung finden ...«

Mark entdeckte mehrere Landeplätze, aber er konnte trotz des Tiefflugs nicht feststellen, ob der Boden trocken und fest war. Wenn sie in sumpfigem Gelände steckenblieben, war der Flug zu Ende.

»Am Südrand sieht es gut aus, Mark. Der Boden ist felsig. Es liegen aber Steine herum. Ein paar Bäume stehen auch dort ...«

»Ich denke, es geht schon«, erwiderte er kurz und setzte zur Landung an.

Er holte tief Luft, als die Maschine stand.

Zehn Meter weiter war der Abgrund.

Am anderen Morgen erst hatten sie Zeit, die Aussicht zu genießen. Fast fünfhundert Meter unter ihnen erstreckte sich der nördliche Teil des Amazonasgebietes bis zum Horizont – ein trostloser Anblick. Wo früher dichter Dschungel gewesen war, gab es nur noch eine Steppe und vertrocknete Wälder. Die Flüsse waren geblieben, aber es gab keine Sümpfe mehr, und der Boden war trocken und unfruchtbar.

Aber es gab dafür Termiten.

Aus den Ebenen ragten ihre Bauten hervor, bis zu fünfzig Meter hoch und bizarr gestaltet. Wovon sie lebten, war ein Rätsel. So schnell konnte sich der Wald nicht erholen, und wenn er noch so groß war und Zehntausende von Quadratkilometern bedeckte.

Mark nickte zufrieden. Er sah genau das, was er zu sehen gehofft hatte. Die Termiten hatten die Blätter der Bäume zwar gefressen und ihr Absterben verursacht, aber sie schienen keinen Wert auf das Holz zu legen. Noch nicht wenigstens. Eines Tages, kurz vor dem Hungertod, würden sie auch das Holz noch vernichten, und dann blieb ihnen nichts mehr.

»Sie ziehen in Kolonnen durch das Gelände«, stellte Sylvia fest und deutete in die Ebene hinab. »Warum kommen sie nicht auf dieses Plateau? Sie können doch fliegen.«

»Nicht sehr lange, und wahrscheinlich nicht hoch. Wenn sie Gebirge meiden, kann es dort noch Überlebende geben. Menschen, meine ich. Wir werden die Anden untersuchen müssen – Ecuador, Peru, Chile ...«

Nach dem Start kreiste Mark mit der Maschine und stieg dabei ständig höher. Das Plateau, auf dem sie die Nacht verbracht hatten, wurde zu einem winzi-

gen grünen Fleck in der gelbbraunen Einöde. Drei silberne Flüsse bildeten die Grenze, und im Osten war die Serra Parima, ein kahles Mittelgebirge.

»Kümmere dich um das Steuer und laß die Maschine kreisen. Wir steigen nicht weiter, Sylvia.«

»Was hast du vor?«

»Einen Versuch. Denk an das Dorf der Kannibalen bei uns. Wir werden dort unten ein hübsches Feuer entfachen, und dann wollen wir sehen, was geschieht. Es kann sich nicht ausbreiten, aber die Termiten können über die drei Flüsse fliegen. Ich möchte wissen, ob sie wirklich so darauf versessen sind, Selbstmord zu begehen.«

»Waldbrand?«

»Es ist kein Wald mehr, nur noch eine meterhohe Schicht verfaulten und verdorrten Holzes. Das muß brennen wie Zunder, und sicherlich wochenlang. Ein Fanal für unsere weißen Freunde.«

Die Benzinfässer waren inzwischen mit Zündern versehen worden, die beim Aufschlag explodierten und den Treibstoff in Brand setzten. Mark nahm eins und warf es ab, als das Flugzeug genau über dem riesigen Dreieck stand. Es dauerte fast dreißig Sekunden, ehe eine gewaltige Stichflamme die Detonation verriet.

Mark übernahm wieder das Steuer und landete wenig später auf dem Plateau, das auf der sicheren Seite des zum Feuertod verurteilten Dreiecks lag.

Die Flammen fraßen sich durch das vertrocknete Holz und breiteten sich mit Windeseile aus. Einige der Termitenbauten brannten bereits lichterloh und brachen in sich zusammen.

Mit dem Feldstecher beobachtete Mark, was in der

Ebene geschah. Noch war es hell, aber die fast fünfzig Meter hohen Flammen mußten kilometerweit zu sehen sein.

Die Termitenkolonnen hielten an. Es entstand Verwirrung, aber dann machten die Tiere kehrt und marschierten unbeirrt auf das Flammenmeer zu – und schließlich in es hinein.

Auch auf der anderen Flußseite geschah das Unglaubliche.

Die Termiten begingen Selbstmord.

Sylvia wandte sich ab.

»Es ist entsetzlich! Warum tun sie das? Sie sind doch intelligent, hast du behauptet? Warum wollen sie sterben, wo sie doch die Möglichkeit haben, sich in Sicherheit zu bringen?«

»Ich weiß nicht, warum sie es tun, aber ich habe gehofft, daß sie es tun werden. Wenn der ganze ehemalige Urwald des Amazonas aus dieser vertrockneten Holzsteppe besteht, haben wir das Problem gelöst. Wir werden ihn in Brand setzen.«

»Das kannst du nicht tun, Mark. Der Wald ...«

»Es wird ihn wieder geben, und auch das Klima wird sich wieder normalisieren. Die Asche des gigantischen Feuers wird Dünger sein, die verbrannten Termiten auch. In zehn oder zwanzig Jahren wird das Amazonasgebiet das fruchtbarste Land der Erde sein.«

»Ein Land ohne Menschen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Wir werden sie finden, denn es gibt sie. Davon bin ich jetzt überzeugt. Sie werden in den Anden sein, wo die Termiten nie hinkamen. Und eines Tages werden sie wieder in ihre Täler hinabsteigen können, wo ihnen kein Feind mehr begegnen wird.«



Er deutete hinab in das Flammenmeer. »Es wird tagelang brennen, und bald wird es im Umkreis von Hunderten von Kilometern keine einzige Termiten mehr geben.«

In der Höhe des eigentlichen Amazonas bogen sie nach Westen ab und erreichten die Grenze von Peru. Hinter ihnen starben die Termiten. Der Himmel im Norden war dunkel, und die Sonne war nur ein verwaschener Fleck, wenn der Nordwind die Rauchwolken nach Süden trieb.

Der Karte nach mußten sie über der Grenze zwischen Peru und Ecuador sein, als sich die Landschaft unter ihnen bemerkenswert veränderte. Sie wurde grüner und gebirgiger. Die Flüsse wurden schmaler und reißender, und weit im Westen schwebten die weißen Wolken des ewigen Schnees der nördlichen Anden im Himmel.

Die Termiten, so folgerte Mark, konnten nur bis zu einer Höhe von etwa tausend Meter über dem Meeresspiegel leben. Sie waren niemals über die Kette der Anden zur Küste des Pazifiks gelangt, falls sie nicht zufällig südlich des vierzigsten Breitengrades ein entsprechendes Tal gefunden hatten. Die zweite Möglichkeit bot sich ihnen bei ihrer Wanderung nach Norden, wenn sie vor Panama nach Süden abbogen und Richtung auf Buenaventura nahmen. Dann lag der ganze Küstenstreifen Südamerikas bis Feuerland frei vor ihnen.

Sie folgten dem Oberlauf des Napo, einem der Quellflüsse des Amazonas. Er kam aus dem fast sechstausend Meter hohen Cotopaximassiv, das den Weg zur Küste auch für Mark versperrte. Davor lag

in dreitausend Meter Höhe eine Ebene, die mit großer Wahrscheinlichkeit einen sicheren Landeplatz bot.

Es dunkelte bereits, als sie ihn endlich fanden. Mark hätte sonst wieder umkehren und die Nacht über das Amazonasgebiet fliegen müssen, denn in der Dunkelheit war der Weg nach Westen nicht zu finden.

Hart setzte die Maschine auf und rollte aus.

Im Osten lagen die dunklen Rauchschwaden über der Erde und zogen allmählich weiter nach Süden. Im Westen schimmerte der Schnee auf dem höchsten Gipfel des Cotopaxi.

»Ich werde ein Feuer anzünden«, sagte Mark und kletterte auf die Tragfläche. »Holz gibt es genug. Ich glaube, wir haben einen idealen Lagerplatz gefunden. Bis hierher ist noch nie eine Termiten gekommen.«

»Dann gibt es vielleicht Menschen. Sei vorsichtig.«  
Er griff zum Kolben seiner Pistole.

»Keine Sorge, Sylvia, ich passe schon auf mich auf.«

Mark kehrte gerade mit einem Armvoll trockener Äste zum Flugzeug zurück – und blieb wie erstarrt stehen. In der Dämmerung erkannte er etwa ein Dutzend dunkel bekleideter Gestalten, die so standen, daß sie einen Halbkreis bildeten. Der Mann in der Mitte hielt Sylvia fest, die aufhörte sich zu wehren, als sie Mark bemerkte.

»Es sind Indianer!« rief sie ihm entgegen. »Indios!«

Mark ließ das Holz einfach fallen, um die Hände frei zu bekommen. Dann ging er langsam weiter, auf die Gruppe zu.

Jemand kam ihm ebenso langsam entgegen.

Er war hochgewachsen und hager. Sein Haar war schwarz und lang, es hing ihm herab bis auf die

Schulter. Er trug ein schwarzes Gewand, das fast bis zum Boden reichte. Mark konnte das Gesicht nur schwer erkennen.

Er versuchte, sich an seine geringen spanischen Sprachkenntnisse zu erinnern und entbot den Willkommensgruß. Zu seiner Überraschung antwortete der Fremde in einem einigermaßen verständlichen Gemisch aus Spanisch, Englisch und Indianisch. Mark begriff den Zusammenhang.

»Ich bin nicht der Condor, aber ich bin auch nicht euer Feind«, erklärte er freundlich und reichte dem Mann die Hand, die dieser zögernd ergriff. »Ich bin glücklich, euch zu treffen.«

»Unsere Sagen berichten von metallenen Vögeln, die fliegen und Menschen mit sich nehmen. Es ist lange nicht mehr geschehen.«

Mark deutete zu der Gruppe.

»Das ist meine Frau. Ist sie eine Gefangene?«

Der Indio gab seinen Leuten einen Wink. Sylvia wurde freigelassen und konnte ungehindert zu Mark gehen. Stumm und abwartend blieben die dunklen Gestalten stehen.

Die Verständigung war schwer, und das nicht nur wegen der Sprache. Seit Jahrhunderten hausten die letzten Überlebenden einer einst stolzen Rasse auf den Hochplateaus über den Ebenen, in gewaltigen unterirdischen Anlagen einer längst vergessenen Vergangenheit und in einsamen Gebirgstälern, die in einer Höhe von über tausend Metern lagen. Sie hatten keine Verbindung zur Außenwelt und hielten sich für die einzigen Menschen der Erde. Aber noch immer warteten sie auf die versprochene Rückkehr des Sonnengotts.

Mark entzündete das Feuer und berichtete von den

Termiten. Die Indios kannten sie, und sie fürchteten sie auch. Ihrer Meinung nach wurde die ganze Welt von ihnen beherrscht, denn sie zerrissen jeden, der es wagte, die Tausend-Meter-Grenze zu unterschreiten.

Am nächsten Tag blieb Sylvia beim Flugzeug, während Mark die Indianer begleitete. Sie führten ihn zu einem Waldgebiet, das durch seine hügelige Grundstruktur unübersichtlich und schlecht begehbar war. Auf einer kleinen Lichtung blieben sie stehen und blickten Mark erwartungsvoll an.

Mark spürte, daß sie etwas von ihm wollten, aber er hatte nicht die geringste Ahnung, was das sein könnte. Aufmerksam sah er sich um, aber das einzige, was er entdecken konnte, waren zwei fast rechteckige Öffnungen mitten auf der Lichtung.

Der Anführer der Indios winkte Mark zu und ging zu den Öffnungen, deren Ränder aus Stein oder einem steinähnlichen Material bestanden und keine Fugen aufwiesen. Eine primitive Holzleiter führte in die Tiefe.

»Hier wohnen wir, hier haben unsere Vorfahren schon immer gewohnt.«

»Unter der Erde?« vergewisserte sich Mark ungläubig. »Warum denn das? Es gibt doch keine Gefahren auf der Hochebene ...«

»Wir müssen es tun!« lautete die Antwort.

Mark folgte dem Anführer in die Tiefe. Er schätzte, daß es ungefähr achtzig Meter waren, die er die Leiter hinabkletterte. Unten empfing ihn das Dämmerlicht brennender Fackeln, die in regelmäßigen Abständen in der Wand des Ganges steckten, der genau nach Westen führte und merklich abfiel.

»Folge mir, es ist nicht weit«, sagte der Indio.

Mark sah noch einmal kurz nach oben. Es fiel ihm auf, daß der Schacht, durch den sie herabgekommen waren, exakt rechteckig war. Die Indios konnten ihn niemals angelegt haben, auch nicht vor fünfhundert oder tausend Jahren.

Weiter vorn wurde es heller, obwohl die Anzahl der Fackeln gleich blieb. Nach knapp anderthalb Kilometer erkannte Mark die Ursache: Abermals führten zwei Luftschächte zur Oberfläche empor.

Der Gang mündete in einer Halle, deren Ausmaße Mark überraschten. Die Decke war mindestens zwanzig Meter hoch. Rechts und links reichte die Querwand etwa zehn Meter, ehe sie auf die Längswände stieß. In fünfzig Meter Entfernung, genau gegenüber, erkannte er die Fortsetzung des Ganges.

An einem Feuer in der Mitte der Halle, genau unter einem schmalen Entlüftungsschacht, saßen Männer und Frauen. An den Wänden bemerkte Mark primitive Betten und sonstige Einrichtungsgegenstände. Waffen hingen an Haken, daneben Werkzeuge und sonstige Gebrauchsgüter.

»Hier leben wir«, sagte sein Führer und erklärte seinen Stammesgenossen die Anwesenheit des Fremden. »Hier lebten auch unsere Vorfahren. So war es schon immer.«

Mark ahnte, daß es wenig Sinn haben würde, ihm die Wahrheit zu erzählen, er würde es doch nicht begreifen. Außerdem bewies die frische, braune Hautfarbe, daß die Indios nicht ständig unter der Oberfläche lebten.

Er hatte schon damals, im zwanzigsten Jahrhundert, von den gewaltigen unterirdischen Anlagen in Peru und Ecuador gehört. Es war ihm daher klar, daß

auch dieser Gang, durch den er gekommen war, unter dem Andenmassiv hindurchführte und – scheinbar sinnlos – im Pazifik endete.

Die Indios begrüßten Mark mit stolzer Zurückhaltung, aber durchaus freundlich. Ihr Anführer berichtete indessen, was tief unten in der »Ebene des großen Stroms« geschehen war. Als die Männer hörten, daß ein Feuer die Termiten vernichtet habe, vergaßen sie ihren Stolz und brachen in Jubelgeschrei aus, das von den Wänden hallend zurückgeworfen wurde.

Mark und Sylvia blieben noch zwei Tage die Gäste der Eingeborenen und lernten ihre Gewohnheiten kennen. In den Wäldern gab es jagdbares Wild, so daß sie keinen Hunger litten, und es wurde Mark immer mehr klar, daß sie nur deshalb in der unterirdischen Anlage lebten, weil eine alte Überlieferung es verlangte. Sie waren die Wächter des Reiches in der Tiefe, ohne die wirkliche Ursache zu kennen. Sie waren ein Volk, das auch nach Tausenden von Jahren noch immer das tat, was einst die »Himmelssöhne« ihren Vorfahren aufgetragen hatten. Und sie warteten noch immer auf den Tag, an dem die Himmelssöhne zurückkehrten, die einst diese unglaublichen Anlagen erbaut hatten.

Kurz vor dem Start nahm der Anführer der Indios Mark noch einmal beiseite.

»Ich will dir noch den trockenen Brunnen des Sonnengottes zeigen«, kündigte er geheimnisvoll an. »Folge mir, es ist nicht weit. Du sollst sehen, daß wir nicht umsonst warten ...«

Sie folgten einem schmalen Pfad durch den Wald, der allen Anschein nach oft begangen wurde. Er führte einen sanften Hang hinauf und endete auf ei-

nem steinigem Plateau ohne Vegetation. In der Mitte des Plateaus, das einen Durchmesser von knapp fünfzig Meter besaß, waren einige Felsblöcke so angeordnet, daß sie einen Kreis bildeten.

»Das ist es«, sagte der Indio und deutete auf die Öffnung eines Schachtes, der senkrecht in die Tiefe führte. »Der Brunnen des Sonnengotts. Hier bringen wir ihm unsere Opfer.«

Mark trat, näher und blickte in den Schacht, aber in seiner Tiefe war es dunkel, und er konnte nichts sehen. Die Öffnung war rund und hatte einen Durchmesser von zwei Meter. Der Indio hatte trotz des hellen Tages eine brennende Fackel mitgebracht. Er beugte sich vor und hielt sie über den Rand des Brunnens, so daß der Schein der lodernden Flammen in die Tiefe fiel.

Erst jetzt bemerkte Mark, daß die Schwärze, die er für natürliches Dunkel hielt, nichts anderes war als eine dunkle, fugenlose Bodenplatte in knapp drei Meter Tiefe. Sie verschluckte das Licht der Fackel und jedes andere Licht.

»Was ist das?« fragte er verwundert.

»Der Brunnen des Sonnengottes«, wiederholte der Indio.

Mark begann zu ahnen, daß ihm die Wächter der Himmelssöhne eins der unerklärlichen Geheimnisse der Vergangenheit zeigen wollten, von denen auch heute noch niemand wußte, wer sie einst geschaffen – oder konstruiert hatte. Der schwarze, lichtschluckende Spiegel ...

Er bückte sich und nahm einen Stein vom Boden. Er hielt ihn der Sonne entgegen, wendete ihn und fragte dann:

»Darf ich ihn dem Sonnengott opfern?«

Der Indio nickte.

Mark beugte sich über den Rand und hielt den Stein noch einen Augenblick fest, ehe er ihn fallen ließ. Das Fackellicht verbarg nichts von dem merkwürdigen Vorgang, der dann folgte, und den Mark beinahe geahnt hatte.

Der Stein fiel, bis er die tief schwarze Platte erreichte.

Er verschwand lautlos in ihr.

Alles war wie vorher.

Der Indio richtete sich auf.

»Der Sonnengott hat dein Opfer angenommen«, sagte er würdevoll.

Schweigend kehrten sie zum Flugzeug zurück, während Mark vergeblich versuchte, eine Erklärung zu finden, die einigermaßen logisch klang. Es gelang ihm nicht. Und die Wahrheit, das wußte er, war zu phantastisch. Sie war es schon vor fünfhundert Jahren gewesen.

Der Start verlief reibungslos, und bald lag die Hochebene von Cotopaxi weit hinter ihnen. Sie flogen nach Norden, durch das Hochtal zwischen den nördlichen Zentralanden und dem Ostriegel, erreichten die Ebene des Magdalenastroms und endlich das Karibische Meer.

Das Fliegen wurde wieder zum Vergnügen. Da keine hohen Gebirge auf ihrem weiteren Kurs nach Nordwesten mehr lagen, beschlossen sie, die Nacht durchzufliegen. Morgen konnten sie bei den Pyramiden sein, und über Funk hatte Mark ihre Ankunft bereits angekündigt.

Gleichmäßig summte der Propeller, während sich



halblinks die Sonne zum Untergang neigte. Die Sterne würden ihnen später die Richtung weisen.

»Wie war das mit dem Brunnen, Mark? Hast du das nicht geträumt? Vielleicht ein Zaubertrick des Indios?«

Mark schüttelte den Kopf.

»Es gibt nur eine einzige Erklärung, Sylvia, und ich halte an ihr fest, auch wenn du mich für verrückt hältst. Das Ding ist ein noch immer funktionierender Materietransmitter.«

»Das sagtest du schon einmal, aber ich versichere dir, so einen Transmitter hat man nie erfunden, wenigstens nicht bis zum Jahr 2150. Und wer hätte ihn danach erfinden sollen?«

»Er wurde vorher erfunden, sehr lange vorher. Jene, die sich Himmelsgötter nannten oder so genannt wurden, bauten auch die unterirdischen Anlagen. Sie installierten den Materietransmitter. Wir werden niemals erfahren, wohin er transportiert, es sei denn, man ginge selbst hinein. Vielleicht landet man auf einem anderen Planeten.«

»Junge, Junge!« sagte Sylvia und sah zu, wie die Sonne hinter der Küste von Honduras unterging. »Du hast wirklich eine Phantasie, um die man dich beneiden könnte.«

## 11.

Es gab nur wenig Neuigkeiten.

San Francisco war von etwa fünfzig Termiten angegriffen worden, von denen jedoch keine einzige den Angriff überlebte. Ein einziges Faß Benzin hatte genügt, und die Tiere waren in einem regelrechten Freudentaumel verbrannt. Selbst Keller war nicht in der Lage, eine Erklärung für das Phänomen zu finden.

Aus dem Norden und Westen waren weitere Gruppen zu der großen in San Francisco gestoßen. Der Ostteil der Stadt wurde in mühevoller Arbeit wieder aufgebaut. Es entstanden prachtvolle Villen und schattige Alleen.

In der fünften Pyramide bei Monterey hatte Hilde Caroll weitere Unterlagen über »Eiskeller« entdeckt. Dort schliefen noch mehr als zweitausend Menschen, meist Wissenschaftler und Facharbeiter, ihrem zweiten Leben entgegen.

Eines Tages würde Keller sie aufwecken – dann, wenn man sie brauchte.

Mark Tennen und Dr. Keller unternahmen im Frühjahr des folgenden Jahres eine Weltreise. Das Flugzeug mit der unerschöpflichen Energie gab ihnen dazu die Gelegenheit, außerdem Gerald's Funkinformationen. Die beiden Männer flogen alle registrierten Stützpunkte der überlebenden Menschheit an und stellten so die erste persönliche Verbindung her. In Afrika und Australien konnte danach das Anti-Vermehrungsmittel an anderen Insektenarten ausprobiert werden, so daß auch dort der Mensch wieder eine Chance erhielt.

Im Herbst kehrten sie von ihrer Reise zurück, berichteten in San Francisco und erfuhren bei der Gelegenheit, daß keine einzige Termiten mehr aufgetaucht war.

Mark blieb eine Nacht, dann flog er zu den Pyramiden, um zum ersten Mal seinen inzwischen geborenen Sohn zu sehen.

Die Jahre vergingen.

Die kleine Kolonie auf dem Planeten Mars hatte den Untergang der Menschheit ebenfalls überlebt. Die Menschen dort hatten aber keine Möglichkeit, zur Erde zurückzukehren. Sie hatten sich den Bedingungen des roten Planeten angepaßt und erklärten sich bereit, zumindest einen Gedankenaustausch mit der Neuen Menschheit zu unterhalten. Die Funkverbindung funktionierte ausgezeichnet.

San Francisco wurde fast vollständig wieder aufgebaut. Trotz ihrer bedrohlichen Lage im klassischen Erdbebengebiet war sie bald der Mittelpunkt des neuen Lebens auf dem nordamerikanischen Kontinent.

»Es läßt mir keine Ruhe«, sagte Mark, als sie auf der hölzernen Bank vor der vierten Pyramide saßen. Rechts und links des Eingangs waren Blumenbeete. »Südamerika läßt mir keine Ruhe. Die Leute von El Paso haben mir das Flugzeug endgültig geschenkt – außerdem ist man in Frisco dabei, neue zu bauen.«

Sie zog den Sohn zu sich heran.

»Mit anderen Worten, du willst wieder hin. Was geht dich der Brunnen des Sonnengotts an, wie du ihn nennst? Hast du hier nicht alles, was du immer haben wolltest? Sind wir nicht glücklich?«

»Natürlich sind wir das, Sylvia, aber es gibt noch offene Fragen, die nie beantwortet wurden.«

»Sicher, eine ganze Menge. Warum begingen die Termiten Selbstmord – das ist so eine Frage. Du hast nie die Antwort darauf gefunden, aber du wolltest sie auch nicht suchen. Heute gibt es ohnehin keine Termiten mehr.«

»Vielleicht in Südamerika doch!«

Sie seufzte.

»Was willst du eigentlich? Laß doch die Indios mit ihrem Brunnen in Ruhe! Sie leben glücklich in ihren Festungen und warten. Warum willst du das ändern? Hast du nicht schon genug getan, hier, für uns alle? Du solltest endlich ausruhen, das Leben genießen. Du hast uns.«

Er nickte.

»Ja, aber die Frage bleibt. Wer war vor uns auf der Erde?«

»Hilft es uns, wenn du es weißt?«

Er schwieg, aber sie sah ihm an, daß ihm der Gedanke keine Ruhe mehr lassen würde. Wie aber sollte ein Mann wie Mark Tennen wirklich glücklich sein können, wenn eine Frage, die ihn bewegte, ohne Antwort blieb?

»Warte wenigstens, bis unser Sohn nach San Francisco auf die Schule muß. Keller lehrt dort übrigens Biologie.«

»Ich weiß, Sylvia.« Er sah sie an. »Du hältst viel von ihm, nicht wahr?«

»Ja, das tue ich.«

»Dann möchte ich dir verraten, was er mir gesagt hat. Er meint, die Menschheit wäre wahrscheinlich niemals untergegangen, wenn sie sich eher um die

Dinge in Südamerika gekümmert hätte. Ein Brunnen wie jener in der Hochebene von Cotopaxi hätte das ganze Abfallproblem der Welt lösen können.«

»Diesen Unsinn kann dir niemals Keller erzählt haben, mein Lieber. Selbst dann nicht, wenn er das symbolisch meinte.«

Er schüttelte den Kopf.

»Du kannst meinen Entschluß nicht mehr ändern.«

Sie blickte ihn ängstlich forschend an.

»Welchen Entschluß, Mark?«

Er strich seinem Sohn über die Haare.

»Ich werde in vierzehn Tagen starten«, sagte er.

Unter dem Flugzeug lag die Ebene von Cotopaxi, fast dreitausend Meter über dem Pazifik und zweitausend Meter und mehr über dem wieder grün werdenden Teppich des oberen Amazonasbeckens.

Gerald flog, Keller saß neben ihm. Auf den beiden Hintersitzen hatten es sich Mark Tennan und seine Frau Sylvia bequem gemacht. Es dämmerte bereits, als die Maschine zur Landung ansetzte.

Erst später, als sie am Feuer saßen, erschienen die Indios. Es war noch derselbe Häuptling, der die Sippe anführte. Er erkannte Mark und Sylvia und hieß dann deren Freunde ebenfalls willkommen. Er schien die vier Personen als eine Art »Vorkommando« der zurück erwarteten Himmelssöhne zu betrachten.

Am anderen Tag führte er Keller und Gerald in sein unterirdisches Reich. Mark und Sylvia blieben beim Flugzeug zurück. Vielleicht war es ihr letzter gemeinsamer Tag, den sie erlebten.

Gegen Abend erst kehrten die Ausflügler zurück. Wortlos gab Keller dem erstaunten Mark eine Metall-

platte, drei Zentimeter dick und vierzig Zentimeter hoch. Die Breite betrug etwa fünfundzwanzig Zentimeter. Auf ihr waren Schriftzeichen und Zeichnungen zu sehen.

»Pures Gold«, sagte Keller. »Und uralt.«

Mark nickte.

»Darum hätte man sich früher kümmern sollen. Wenn es mehrere davon gibt, könnte es eine Bibliothek gewesen sein.«

»Eine ganze Kammer voll gibt es, Hunderte vielleicht.«

»Gold hat heute keinen Wert mehr, aber mich würde die Geschichte interessieren, die auf den Platten erzählt wird. Wer aber kann sie lesen?«

»Niemand wahrscheinlich, Mark. Vielleicht würdest du nicht in diesen Brunnen steigen, würdest du die Geschichte kennen.«

»Vielleicht wirklich nicht, Keller. Aber ich kenne sie nicht.«

»Wenn es in der Tat ein Transmitter ist, und wenn er funktioniert, so arbeitet er nur in einer Richtung. Du wirst nicht mehr zurückkehren können, wo immer du auch landen wirst. Würde er in beiden Richtungen funktionieren, hätten die Indios hier schon Besuch erhalten – aus dem Transmitter, meine ich.«

Mark nickte.

»Ich weiß, du hast recht. Aber ich muß das Risiko auf mich nehmen. Nur meine Frau kennt außer euch das Geheimnis, und eines Tages wird es auch mein Sohn erfahren. Die Welt lebt weiter ohne mich, aber wir müssen alles unternehmen, ihr die letzten Rätsel der Vergangenheit zu entreißen. Dieser Brunnen ist ein Weg dazu.« Er seufzte. »Das haben wir doch

schon alles hundertmal durchgesprochen. Niemand kann meinen Entschluß ändern.«

An diesem letzten Abend saßen sie noch lange am Feuer, ehe sie in die Zelte krochen. Mark und Sylvia schliefen im Flugzeug.

Strahlend ging die Sonne auf, und der Himmel war wolkenlos. Der alte Indio kam kurz vor Mittag, denn nur er war berechtigt, die Fremden zum Brunnen zu geleiten. Er wußte, daß sich sein Freund Mark dem Sonnengott opfern wollte. Mit ausdruckslosem Gesicht hatte er dem Plan zugestimmt. Niemand hätte zu sagen vermocht, was in seinem Innern vor sich ging und was er wirklich dachte.

Die Prozession erreichte den Brunnen auf dem kleinen Plateau. Sylvias Finger krallten sich in Marks Arm, aber auch sie wußte, daß sie seinen Entschluß nicht mehr ändern konnte. Mit Schauern betrachtete sie die tiefschwarze Platte in drei Meter Tiefe.

Der Indio kniete sich am Rand des Brunnens nieder und hob beschwörend die Hände, um seinen Sonnengott zu bitten, das freiwillige Opfer gnädig anzunehmen.

Mark wandte sich an Keller.

»Ihr wartet ein Jahr – oder eine Ewigkeit, das überlasse ich euch. Ich habe dem Häuptling die Sache mit dem Sender erklärt. Er wird ihn gut aufbewahren. Wenn ich zurückkehre, gibt er ihn mir – er oder sein Nachfolger. Ich werde dann sofort Kontakt aufnehmen. Aber vielleicht existieren jenseits der schwarzen Platte andere Zeitverhältnisse, und was mir wie ein Tag erscheint, können bei euch tausend Jahre sein – das würde manches erklären.«

»Der Häuptling wartet«, sagte Keller tonlos.

Mark nickte und nahm Sylvia zum letzten Mal in den Arm. Nur widerwillig löste sie sich dann von ihm. Er gab den anderen die Hand, dann stieg er auf den Rand des Brunnens.

Unter ihm war der schwarze Spiegel, der alles Licht und jede Materie verschluckte.

Noch ehe jemand etwas sagen konnte, sprang er.

Er tauchte in das schwarze Nichts – zuerst die Beine, dann der Körper – und dann war er verschwunden.

Der Indio warf die Arme hoch.

»Der Sonnengott hat ihn aufgenommen!« rief er feierlich.

Trotz der Mittagshitze froren sie plötzlich, und schweigsam kehrten sie zum Flugzeug zurück.

Sie blieben drei Tage, wie vereinbart, aber Mark kehrte nicht zurück.

Niemand hatte es erwartet.

Als sie starteten, stand der Indio allein auf dem Plateau und sah ihnen nach. Dann machte er kehrt und tauchte im Dschungel unter. Seit Hunderten von Jahren hatten die Wächter der Himmelsöhne nicht mehr ein solches Opfer bringen können.

Das Flugzeug nahm Kurs nach Norden.

Sylvia saß im hinteren Teil der Kabine, still und ohne Tränen. Sie hatte ihren Sohn, und eines Tages, wenn Jenner alles über seinen Vater wußte, würde er ihm folgen.

Sie würde mit ihm gehen.

ENDE



Als nächstes TERRA-Taschenbuch erscheint:

# **Im Ozean der Venus**

von Isaac Asimov

**Der Weltraum-Ranger auf dem Wasserplaneten –  
im Kampf mit einem Ungeheuer der Tiefsee**

**Ein klassischer Science-Fiction-Roman**

**Kampf in den Tiefen der Wasserwelt**

Menschen der Erde haben die Venus erschlossen und besiedelt. Hunderttausende von ihnen leben in gigantischen Kuppelstädten auf dem Boden des Venus-Ozeans.

Dort gehen sie ungestört ihren Pflichten und Vergnügungen nach – bis zu dem Zeitpunkt, da eine Serie mysteriöser Ereignisse das Leben zu einem Vabanquespiel werden läßt.

Menschen geraten in den Bann einer fremden Macht und beginnen Dinge zu tun, die das Leben ihrer Mitmenschen gefährden.

David Starr, Weltraum-Ranger und Mitglied des terranischen Wissenschaftsrats, greift ein. Er fliegt zur Venus, um die große Katastrophe zu verhindern.

Ein klassischer SF-Roman.

Nach GIFT VOM MARS (Band 240) und FLUG DURCH DIE SONNE (Band 242) schildert der vorliegende Band das dritte, völlig in sich abgeschlossene Abenteuer mit dem Weltraum-Ranger. Weitere David-Starr-Romane sind in Vorbereitung und erscheinen demnächst in der Reihe der TERRA-Taschenbücher.

**TERRA-Taschenbuch Nr. 244 in Kürze überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich. Preis DM 2,80.**